

**Zeitschrift:** Neues Berner Taschenbuch  
**Herausgeber:** Freunde vaterländischer Geschichte  
**Band:** 39 (1933)

**Artikel:** Der "Neue Berner-Kalender" vor und unter der Redaktion Jeremias Gotthelfs  
**Autor:** Hunziker, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-130132>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# **Der „Neue Berner-Kalender“ vor und unter der Redaktion Jeremias Gotthelfs.**

Von Rudolf Hunziker.

## **Vorbemerkung.**

Die folgenden Ausführungen waren ursprünglich für den Anhang des vierundzwanzigsten (letzten) Bandes von Jeremias Gotthelfs „Sämtlichen Werken“ bestimmt, der dieser Tage im Verlag von Eugen Rentsch in Erlench-Bürich erscheint. Dasselbst konnte aber nur ein knapper Auszug daraus, das heißt kaum der fünfte Teil des Ganzen, mitgeteilt werden, und ich bin dem Herausgeber des „Taschenbuchs“ dankbar, daß er mir diese gleichzeitige Veröffentlichung der ursprünglichen Fassung ermöglichte. Denn sie enthält eine Reihe von Feststellungen, die für die Kenntnis der Bemühungen Gotthelfs um den „Neuen Berner-Kalender“ und der damaligen gemeinnützigen Bestrebungen im Kanton Bern von Interesse sind.

Um direkte Wiederholungen dessen, was ich im Anhang des genannten Bandes unserer Gotthelfausgabe vorbrachte, möglichst zu vermeiden, habe ich die gesamte vorliegende Abhandlung nochmals durchgearbeitet und in diese aus dem ersten Teil der dortigen Darlegungen („Gotthelf und der Neue Berner-Kalender“, Seite 357—362) lediglich am Schluß des Ganzen einige kurze Abschnitte eingefügt, aus dem zweiten Teil aber („Zur Entstehung und zur Textkritik einzelner Kalenderbeiträge“, Seite 362—388) so gut wie nichts herübergenommen.

Winterthur, im November 1933.

„Ganz unter uns gesagt: es ist mir eine Kalenderredaktion angetragen worden pro zweihundert Franken jährlich. Ich habe Lust, sie anzunehmen, und einen Kalender auf nicht gemeine Weise zu versuchen; willst du mir etwas darein liefern? Nur ist's schade, daß ich die Sache erst jetzt weiß, ich kann die Sache nicht gehörig planieren und präparieren.“ Also schrieb Gotthelf anfangs Dezember 1838<sup>1)</sup> an seinen Freund und treuen Rat-

geber Carl Biziüs in Bern<sup>2)</sup>, der neben seiner Tätigkeit als Procurator gemeinnützigen Fragen und Bestrebungen stets großes Interesse entgegenbrachte und als Beilage zu dieser Epistel das erste Manuscript von „Dursli der Brantwein säuer“ zur Begutachtung erhielt.

Der Kalender, um den es sich handelt, ist der „Neue Berner-Kalender“, der durch die „Bernische gemeinnützige Gesellschaft“ ins Leben gerufen worden war. Diese hatten im Februar 1826 neun in Bern wohnende Mitglieder der „Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft“ gleichsam als einen Zweig derselben gegründet<sup>3)</sup>; aber die Tätigkeit der „Bernischen Gemeinnützigen“ erlitt in den ersten zwei Dezennien ihres Bestehens mehrfach jahrelange Unterbrechungen, und die gedruckten Berichte, die über ihre Leistungen Auskunft geben, erschienen nur sehr sporadisch, so daß eine klare Darstellung der ganzen Angelegenheit etwelche Schwierigkeiten bietet<sup>4)</sup>.

Die Gesellschaft gehört zu den zahlreichen in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts und schon vorher entstandenen Vereinigungen, die mit großem Eifer die geistige, wirtschaftliche und sittliche Hebung des Volkes sich zum Ziele setzten und so den Regeneration genannten Umschwung wirksam vorbereiteten. Und als dieser — im Kanton Bern durch die Abstimmung vom 31. Juli 1831 — Tatsache geworden war, gesellten sich, als Bestätigungen und kulturelle Ergänzungen der neuen Verfassung, weitere Unternehmungen zu den bereits bestehenden; überall besaß die Ueberzeugung, daß Volksbildung zugleich Volksbefreiung sei<sup>5)</sup>, begeisterte Anhänger. So wurde unter dem Titel „Der Verbreiter gemeinnütziger Kenntnisse“ eine allgemein schweizerische Zeitschrift ins Leben gerufen, deren dickleibige, von 1833 bis 1839 in Genf, nachher in Solothurn erschienene Jahrgänge weite Verbreitung fanden. Und innerhalb der bernischen Grenzen ging gleichzeitig (1833) aus dem

Schöße der „Großen Landesschulkommission“ der „Hülfsverein für christliche Volksbildung“ hervor <sup>6)</sup>, zu dessen Stiftern auch Gotthelf gehörte.

Daß die „Bernische gemeinnützige Gesellschaft“, die sich laut ihren Statuten der „Beförderung der Volksbildung, des Gewerbefleißes und der zweckmäßigen Armenpflege“ widmete, ebenfalls durch geeignete Veröffentlichungen ihre löbliche Gesinnung in die Tat umsetzen wollte, liegt auf der Hand. Aus der Rede, die ihr Präsident, alt Schultheiß Anton von Lerber, in der Thuner Versammlung vom 30. April 1835 hielt, erfahren wir, daß die Direktion der Gesellschaft den Antrag stellte, ein gemeinnütziges Volksblatt herauszugeben <sup>7)</sup>: „Ein solches, durch seine Wohlfeilheit auch für die Ärmsten erhältliches, nützlich belehrendes Blatt hat bis jetzt gefehlt, und wenn unsere Gesellschaft dasselbe dem Land verschaffen kann, so wird sie sich gewiß ein großes Verdienst um die Volksbildung erwerben.“

Doch wurde der Plan, der bereits bis in Einzelheiten ausgearbeitet war — das erste Heft sollte im Juni 1835 herauskommen — zugunsten eines „volksveredelnden“ Berner-Kalenders fallen gelassen, mit dessen Schaffung sich die Direktion ebenfalls seit geraumer Zeit (1833) befaßte. „Es erschienen Aufforderungen in den öffentlichen Blättern, Preise wurden ausgeschrieben für die gelungensten Eingaben <sup>8)</sup>.“

Ueber den Verlauf der Angelegenheit sind wir vor allem durch eine Anzahl von Briefen unterrichtet, die Gottlieb Jakob Ruhn, der bekannte Volksdichter und damalige Pfarrer in Burgdorf, an seinen Freund, den Buchdrucker Carl Stämpfli <sup>9)</sup> in Bern, gerichtet hat. In der Stämpfli'schen Buchdruckerei erschien nämlich seit 1815 der einzige, schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nachweisbare Volkskalender Berns, der „Hinfende Bott“, dessen Redaktor Ruhn war <sup>10)</sup>. Es ist klar, daß die Absicht der „Gemeinnützigen Gesellschaft“, eben-



falls einen Kalender ins Leben zu rufen, Verleger und Verfasser des „Sinkenden Boten“ nicht gleichgültig ließen. Am 28. Dezember 1833 äußerte sich Ruhn wie folgt: „Also die Gemeinnützigen wollen einen eigenen Kalender machen und drucken lassen! Gut so! Bald haben wir so viel Kalender als Tage im Jahre! Lassen wir sie gewähren und warten wir auf den Erfolg! Machen siez gar zu klug und nützlich, so findets keine oder wenige Liebhaber. Wir wollen dem Klugen und Nützlichen auch eine ehrenhafte Stelle gönnen, aber womöglich den Volkston nicht verlieren.“

Es scheint, daß unter den Direktionsmitgliedern der „Gemeinnützigen Gesellschaft“ vor allem ihr Sekretär, der mit Gotthelf befreundete Theologe Albert Rhy<sup>11)</sup>, sich um die Herstellung des Kalenders bemühte; auch Regierungsrat Johann Schneider<sup>12)</sup> gehörte zu den aktiven Förderern der Angelegenheit. Zunächst kam aber kein eigener Kalender zustande. Unterhandlungen mit Stämpfli führten vielmehr zu einer Art Fusion mit dem „Sinkenden Boten“. Für diese ist Ruhn unser alleiniger Gewährsmann. Er schrieb am 2. April 1835 an Stämpfli: „Daß Regierungsrat Schneider Manuskript zu einem Volkskalender sammelt, vernahm ich zufällig. . . . Gut, daß die Alleinweisen nicht einen eigenen aufstellen, sondern sich an das alte, ehrliche Holzbein anschließen. Sie, lieber Herr, werden ihnen sicher gerne dazu Hand bieten und leidliche Gedinge machen.“ Und am 18. Mai 1835 erhielt Stämpfli folgende Mitteilung aus Burgdorf: „Habs längst erwartet, daß die Alleinweisen nun auch den harmlosen Kalender in ihre Dienstbarkeit zwingen oder nicht gelingenden Falles zu verdrücken suchen werden. Indessen . . . könnten jene Herren leicht die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. Sobald ich Zeit habe, will ich weiter sorgen. Wenn jene den astronomischen Teil von allem dem wirklich unnützen Zeug entladen, so hat das Ding schon keinen Kredit beim

Volle; und machen sie aus dem historischen Teil einen radikalen Misthaufen, je nun — so gefällt's doch nicht allen." Aus diesen Worten ist zu schließen, daß der „Sinkende Bote“ für 1836 auch Beiträge der „Gemeinnützigen Gesellschaft“ enthält.

Bei den Vorbereitungen für den Jahrgang 1837 ging der Handel aufs neue los. Am 10. Mai 1836 klagte Ruhn seinem getreuen Verleger: „Das Getriebe der ‚Gemeinnützigen‘ wundert mich nicht, ängstigt mich aber auch nicht sonderlich. Es meint ja jeder, er allein sei klug, er würde alles besser machen; und hierin ist namentlich Rnh nicht der letzte. . . . Jetzt, wo Preise ausgeschrieben werden, kommt alles! Das ist gemeinnützig!! Daß Sie auf dem von jenen Herren vorgeschlagenen Fuße nicht eintreten wollten, finde ich vernünftig. Ich wenigstens hätte mich zurückgezogen; denn unter der Zensur jener hochmögenden Herren mag ich nicht stehen. Wollten sie echt gemeinnützig sein, so müßten sie Ihnen Manuscript liefern und dadurch die Herbeibringung guten Stoffes fördern. Aber keinerlei Oberhand begehren. Allerdings wäre es mir auch für Sie lieber, wenn nur ein Kalender im Kanton herauskäme.“ Und in seinem Briefe vom 3. Juni 1836 hält der sonst stets mild und versöhnlich urteilende Ruhn mit seiner Ansicht über von der „Gemeinnützigen“ eingesandte Beiträge nicht hinter dem Berge: „Nun, so helfe der liebe Himmel! Also mit Preisen und Geld hat die ‚Gemeinnützige‘ nur das zuwege gebracht? . . . Ich will wetten, hätten jene Herren einen eigenen Kalender von solchem Stoff und Farbe herausgegeben, sie hätten sich nicht nur ökonomisch in die Finger geschnitten, sondern wären als gelehrte Gesellschaft ausgepiffen worden. Danken wollen wir ihnen, wenn sie uns ihren Stoff frei überlassen.“

Bedeutend versöhnlicher und friedfertiger, wenn auch offenkundiger pro domo und nicht ganz ohne Schalkhaftigkeit, ist der Ton, mit dem Ruhn im Kalender selbst,

das heißt in der „Historie des Hinkenden Boten von Bern“, die im Jahrgang 1837 sich findet, auf die Sache zu sprechen kommt: „Zwar hat nun die gemeinnützige Gesellschaft, besage öffentlicher Blätter, den Entschluß gefaßt, dem Kalender aufzuhelfen und den ‚Boten‘ auf zwei gesunden Beinen laufen zu lassen, und das ist löblich! Sie hat für daheringe Beiträge Geld und Preise angeboten. Auch das ist klug! Sie wird auf dem Wege schon Geschriebenes erhalten um's Geld! Denn so sind viele gemeinnützig. Nach meinen Observationen des Kalenderwesens muß ich glauben, daß das Volk selbst keinen bessern Kalender will, daß der bisherige für den Kulturstand derjenigen Klassen, für die er eigentlich bestimmt ist, so schlecht nicht war, als man ihn ausschreit. . . . Wenn man will, daß der Kalender unter dem Volke kursiere und Interesse finde, so muß man mit dem Volke seine Sprache reden. Diese finde ich nun in unserm Kalender und muß darum wünschen, daß jeder Gemeinnützig seine Beiträge ohne Vorbehalt der Redaktion überlasse.“

Das Mitgeteilte zeigt uns, daß in den „Alleinweisen“ der „Gemeinnützigen Gesellschaft“ und dem im Dienste des „Hinkenden Boten“ alt gewordenen Pfarrer von Burgdorf zwei Anschauungen zusammenstießen, die sich im Grunde nicht vereinigen ließen. Die gemeinnützigen Herren traten, sicherlich in der allerbesten Absicht, von außen her an das Volk heran, um es aufzuklären und ihm die freiheitlichen Ideen der Neuzeit mundgerecht zu machen, während Ruhn, der seine Berner zu Stadt und Land wie wenige kannte, gewissermaßen von innen her und Seele zu Seele sich mit ihnen unterhielt. Selbst der alten Ordnung zugetan, wußte er, wie mißtrauisch das Volk aller grundsätzlichen Belehrung gegenüber sich zeigte, wie konservativ es in Wirklichkeit dachte, und daß nur eine langsame, in kleinen Dosen beigebrachte Aufklärung Erfolg haben konnte. So ist es



keineswegs verwunderlich, daß die Lebenskraft des bewährten „Sinkenden Boten“ nicht so leicht gefährdet wurde.

Auf der andern Seite begreift es sich gut, daß den Männern der neuen Zeit eine lediglich untergeordnete Beteiligung an dem alten „Boten“ auf die Dauer nicht zusagen konnte. Es mußte ihnen daran liegen, in der Kalenderangelegenheit so bald als möglich auf eigenen Füßen zu stehen. So wurde in der Hauptversammlung, welche die „Bernische gemeinnützige Gesellschaft“ am 9. September 1836 zu Narberg abhielt, das Thema abermals behandelt. Und am 29. November brachten die Zeitungen dieses, von Konrektor Rhy, dem Sekretär der Gesellschaft, unterzeichnete Inserat<sup>13)</sup>: „Diejenigen Herren Buchdrucker und Buchhändler, welche zur Herausgabe eines von der Bernischen gemeinnützigen Gesellschaft projektirten bessern Volkskalenders für 1838 und möglichst auch für folgende Jahre, wofür bereits Materialien gesammelt sind, geneigt wären, sind hiemit eingeladen, sich bis zum 15. Dezember nächsthin bei Herrn Klabhelfer Walthard<sup>14)</sup> allhier zu melden, welcher ihnen dann die Wünsche und Bedingungen der gemeinnützigen Gesellschaft, sowie auch die Vorteile, welche dieselbe dem Verleger eines solchen Kalenders durch eine angemessene Unterstützung könnte zuteil werden lassen, eröffnen wird.“

Daneben wurde offenbar Stämpfli angefragt, ob er den Verlag übernehmen wolle. Dieser wäre im Falle einer Zusage vor der Alternative gestanden, entweder zwei Kalender herauszugeben oder den „Sinkenden Boten“ eingehen zu lassen, und bat Ruhn um seine Ansicht. In der Antwort, die ihm am 29. Januar zuteil wurde, sprach der Pfarrer von Burgdorf zunächst den bestimmten Wunsch aus, in seiner Anonymität zu bleiben, dann fährt er fort: „Mit den gemeinnützigen Herren will ich nichts zu tun haben. Ob Sie nun entweder mit jenen



Herren eintreten oder frischweg mit dem alten „Sinkenden Boten“ fortfahren oder gar beide mit- und nebeneinander drucken oder den alten „Boten“ aufgeben, um jenem Neuling Platz zu machen, das wird die Zeit lehren.“ Damit war die Angelegenheit für Stämpfli entschieden: er lehnte ab, und die „Gemeinnützig“ überband ihr Opus dem Buchdrucker Carl Rärer<sup>15)</sup>.

So erschien denn im Herbst 1837 das Resultat der vielfachen und langwierigen Besprechungen und Bemühungen der bernischen „Gemeinnützig“. Es trug den Titel: „Neuer / Berner-Kalender / für das Jahr / 1838. / Ein nützlichcs Hausbuch / zur / Unterhaltung und Belehrung. / Herausgegeben / auf Anordnung der Bernerischen gemeinnützigcn Gesellschaft. / Bern, / gedruckt und zu haben bei C. Rärer, Buchdrucker, / Judengasse Nr. 112.“

Ueber den Herausgeber dieses Kalenders wissen wir nichts, wir kennen nicht einmal seinen Namen. Obschon das bereits erwähnte Wortwort anzudeuten scheint, es handle sich um das Werk eines einzelnen, werden wir doch wohl annehmen dürfen, daß der Kalender Beiträge verschiedener Mitarbeiter enthält.

„Ob derselbe dem Zweck eines so viel verbreiteten Volksbuchs, wie der Kalender ist, entspreche?“ fragt sein Redaktor in dem bereits erwähnten „Wortwort“. Man wird sicherlich sein Bestreben loben, „nirgendcs durch Aufgeblasenheit zu verletzen, keinen seiner Leser durch Spott zu erbittern, durch an den Branger stellen zu erzürnen oder durch Aufdeckung seiner Blößen dem Gelächter und der Schadenfreude preiszugeben“, und man wird zugestehen, daß er diese und andere Versprechungen getreulich erfüllte und den allerbesten Willen hatte „zur verständigen Belehrung“ des Volkes. Aber sowohl dieser als der folgende Jahrgang des „Neuen Berner-Kalenders“ zeigen deutlich, wie schwer, ja unmöglich es ist, gewissermaßen vom grünen Tische aus eine Volkschrift zu ver-

fassen, und wie alle Gutmeinenheit nicht vor Langeweile, Steifheit und Dürre zu schützen vermag. Eine Gesellschaft kann wohl mit Erfolg über das, was not tut, beraten, es aber in die lebendige, fruchtbringende Tat umzusetzen, ist nur ein einzelner imstande, der sich innerlich mit den zu Belehrenden einig weiß. Wenn man die Jahrgänge 1838 und 1839 des „Neuen Berner-Kalenders“ mit denen des „Hinkenden Boten“ vergleicht, wird man ohne langes Besinnen der erquickenden und in einem ganz andern Sinne veredelnden Schreibweise Ruhs den Preis zuerkennen. Dieser hat außerdem im Jahrgang 1838 unter dem Titel „Der Hinkende Bote vor Gericht“ in zwei reizvollen Mundartgesprächen sich für seinen Kalender gewehrt und das Unternehmen der „Gemeinnützigen Gesellschaft“ von seinem Standpunkt aus beleuchtet. So läßt er in dem „Gespräch in der Bauernstube“ den Vater sagen: „Aber es düecht mi, der Kalender heig scho lang geng druf gha, allerlei nützliche Sache z'brichte, vo der Natur, vo dene frömde Wörttere, vo giftigen Pflanzen, vo guten und schlechten Leuten zetera! We chönnt ne, düecht mi, sauft la mache! We siß gar z'gscheid wei mache, so maß zlest niemer lese. . . . Das wird eso cho: Die, wo meine, si shge die Usgklärte u Wshen u Wikige, werde der neu Kalender näh, denn dsNeue heißt ja geng dsBessere. U we mir bim alte ‚Bot‘ blybe, so wirds heiße, mir shge nume eifalti Lappene. Aber mira! Es ist nit alles Gold, was glänzt, u nit alles gut, was neu ist, 's fehlt sih nadißch gar vil. Aber ih wills erwarte!“ Und über den „gemeinnützigen Nebenbuhler“ für 1839 fällt Ruhs in seinem vom 18. Oktober 1838 datierten Briefe an Stämpfli folgendes Urteil: „Mir scheint er nicht nach dem Geschmade unseres Volkes zu sein. Er hat zu viel Schulmeisterliches, Trockenes, zu wenig Heiterkeit und Salz. . . . Ich kann nun einmal nicht finden, daß die gelehrte Gesellschaft das Ding viel klüger und besser mache als der alte, verschupfte Bote.“

Daß diese Ansicht das Richtige traf, beweist auch der geringe Absatz des Kalenders<sup>16)</sup>. Vom ersten Jahrgang hatte die „Gemeinnützige Gesellschaft“ zweitausend Exemplare von sich aus verbreiten lassen, vom zweiten Jahrgang erwarb sie sich lediglich tausend Exemplare zum nämlichen Zwecke. Nun sah sich Buchdrucker Käzer gezwungen, eine Zuschrift an die Gesellschaft zu richten, worin er ihr darlegte, daß er in bezug auf den Jahrgang 1838 nur infolge der genannten Hilfe „vor beträchtlicher Einbuße“ bewahrt worden sei, daß er aber beim Jahrgang 1839 einen Verlust von vierhundert Franken „nur an Barauslagen“ erlitten habe, „indem viertausend Exemplare nicht verkauft werden konnten“. Diese Zuschrift, die Käzer auf die Hauptversammlung der „Gemeinnützigen“, die am 19. August 1839 zu Fraubrunnen stattfand, eingereicht hatte, kam erst an der Versammlung vom 18. Juni 1840 in Narberg zur Behandlung. Es wurde beschlossen, Käzer aus der Kasse der Gesellschaft hundert Franken anzuweisen und „wegen der in Rest gebliebenen viertausend Exemplare“ darüber hinaus noch „in irgend eine billige Entschädigung einzutreten“.

Daß dieser Mißerfolg, der zugleich einen Sieg des alten „Sinkenden Boten“ bedeutete, den gemeinnützigen Herren kein Vergnügen bereitete, ist selbstverständlich, und schon an der Berner Tagung der Gesellschaft vom 10. April 1839 hatte sich ihr Vizepräsident Friedrich Stettler in seiner Eröffnungsrede folgendermaßen über das schwierige Traktandum vernehmen lassen<sup>17)</sup>: „Zu den Gegenständen der speziellen Wirksamkeit der Kantonalgesellschaft sind die Bemühungen derselben zur Herausgabe eines verbesserten Volkskalenders zu zählen. Wenn nun gleich die daherigen Bestrebungen ihrer Spezialkommission mit vielen Hindernissen zu kämpfen haben, so ist dabei die große Schwierigkeit des Unternehmens in Rechnung zu bringen; von keinem Werk so sehr als



von einem Volkskalender läßt sich wohl mit Wahrheit sagen: *omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci*. Aber eben für einen noch nicht sehr geläuterten Volksgeschmack diese rechte Mischung zu finden, gehört wohl zu den schwierigsten Aufgaben; deswegen verdienen aber auch die Bemühungen der Kommission sowohl unsere verdankende als unsere aufmunternde Anerkennung zur Fortsetzung derselben.“

Aus diesen Worten geht zweierlei hervor. Erstens begann man offenbar zu begreifen, daß, um das Volk zu beglücken und zu belehren, die theoretische Begeisterung nicht genüge, daß vielmehr die Aufnahmefähigkeit desselben ein Faktor sei, dem beizukommen nicht vom gemeinnützigen Wollen allein abhänge. Zweitens verrät uns die Mitteilung Stettlers, daß die Kalenderangelegenheit nunmehr in ein neues Stadium eingetreten war. Einzelheiten erfahren wir nicht, aber wir wissen aus dem zu Anfang dieser Skizze mitgeteilten Brief Jeremiaß Gotthelfs an Carl Biziüs, daß jener schon im Dezember 1838 angefragt worden war, ob er den Jahrgang 1840 des „Neuen Berner-Kalenders“ übernehmen wolle.

Der Grund der Redaktionsänderung ist sicherlich vor allem darauf zurückzuführen, daß Buchdrucker Käser nicht länger für eine Publikation sorgen wollte, die ihm in geschäftlicher Hinsicht nicht nur keinen Gewinn brachte, deren finanzielles Risiko vielmehr stets sich vergrößerte. Außerdem war wohl der Herausgeber der Jahrgänge 1838 und 1839 von sich aus von dem wenig erfolgreichen Unternehmen zurückgetreten, und es mußte nach einem neuen Kalendermacher Umschau gehalten werden. Daß man an Gotthelf dachte, ist nicht zu verwundern. Erstens war dieser seit 1829, das heißt seit seinem Vikariat an der Heiliggeistkirche in Bern, Mitglied der Gesellschaft<sup>18)</sup> und hatte, wie wir aus den „Verhandlungen“ ersehen, an deren Bestrebungen ab und zu Anteil genommen; anderseits stand er als Schrift-



steller damals — durch den „Bauernspiegel“, die „Branntweinmädchen“, die „Wassernot“ und den ersten Band der „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ — bereits in Ansehen, wenn auch die epische Genialität und die ethische Berufung, die in diesen Werken sich kundgeben, erst von wenigen erkannt worden waren.

In dem Schreiben, mit dem Carl Bizius am 10. Dezember 1838 Gotthelfs Brief beantwortete, vergaß er über der ausführlichen und begeisterten Besprechung des „Dursli“-Manuscriptes, auf die Kalenderangelegenheit einzutreten. Darum nahm nunmehr (am 16. Dezember 1838) Gotthelf dieses Thema mit aller Energie wieder auf: „Hier sende ich dir Kalenderproben, die ich in den beiden letzten Wochen, durch Unpäßlichkeit ins Zimmer gebannt, entworfen. Was sagst du dazu? Es gibt einen eigenen Kalender, keinen zusammengetragenen aus Naturgeschichten und andern gemeinnützigen Langleweilbehältern. Aus Rezepten, wie Wanzen zu vertreiben seien, und wie viel Junge die Steinböckin habe, macht man keinen vernünftigen Kalender<sup>19)</sup>. Das kommt aus der verflucht dummen, gemeinnützigen Zeit, wo man im Ernste des Lebens nicht tiefer kam als zu Rezepten, und in der jetzt noch unsere Staatsmänner taumeln. Ich möchte in den Kalender Predigen bringen, das heißt hohe Wahrheiten, aber entkleidet von allem Kirchlichen, gefaßt in Lebenssprache, wie man sie auf der Kanzel nicht duldet. Du findest Münsterlein davon. Natürlich muß ich erst damit anfangen, dem Kalender lebendigen Inhalt zu geben, der allen gewöhnlichen fehlt. Vor vier Jahren (eine Beilage zum Vorigen) erbot ich mich demütiglichst zu Beiträgen und wurde vornehm abgetädiget, jetzt bietet man mir die Redaktion an, doch bloß von Räzer aus, der nicht länger Schaden leiden will. Hast du die Sachen durchgesehen, so sende mir zurück, was du unpassend findest, das übrige gib dem Räzer zur Einsicht: ob er daraufhin es versuchen solle. Auf jeden Fall soll

er mir alles zurückschiden noch, damit ich deine weiteren Bemerkungen noch berücksichtigen kann. Ich möchte höllisch gerne unbekannt bleiben; aber meine Frau prophezeit schon das Gegenteil<sup>20)</sup>. Es ist eine höllische Sache um das Eigentümliche."

Dieses Schreiben verrät uns, daß die „Bernische gemeinnützige Gesellschaft" nicht selbst mit Gotthelf wegen der Redaktion des Kalenders unterhandelte. Da sie offenbar nach den gemachten Erfahrungen keine finanzielle Hilfe mehr versprechen wollte, hat sie Räzer wohl lediglich auf Gotthelf hingewiesen, ihm aber die Befugnis eingeräumt oder die Pflicht überbunden, von sich aus an den Pfarrer von Lützelsflüh zu gelangen. Sie stellte also für die folgenden Jahrgänge nur noch ihren Namen zur Verfügung. Interessant ist ferner, wie Gotthelf über den „Neuen Berner-Kalender" für 1838 und 1839 ganz ähnlich urteilte wie Ruhn. So verschieden im übrigen die beiden miteinander befreundeten Kalendermacher waren<sup>21)</sup>, in bezug auf eine Schreibweise, die mit ihrer gediegenen didaktischen Grundsätzlichkeit Langeweile erwecken mußte, hatten sie die nämliche Ansicht.

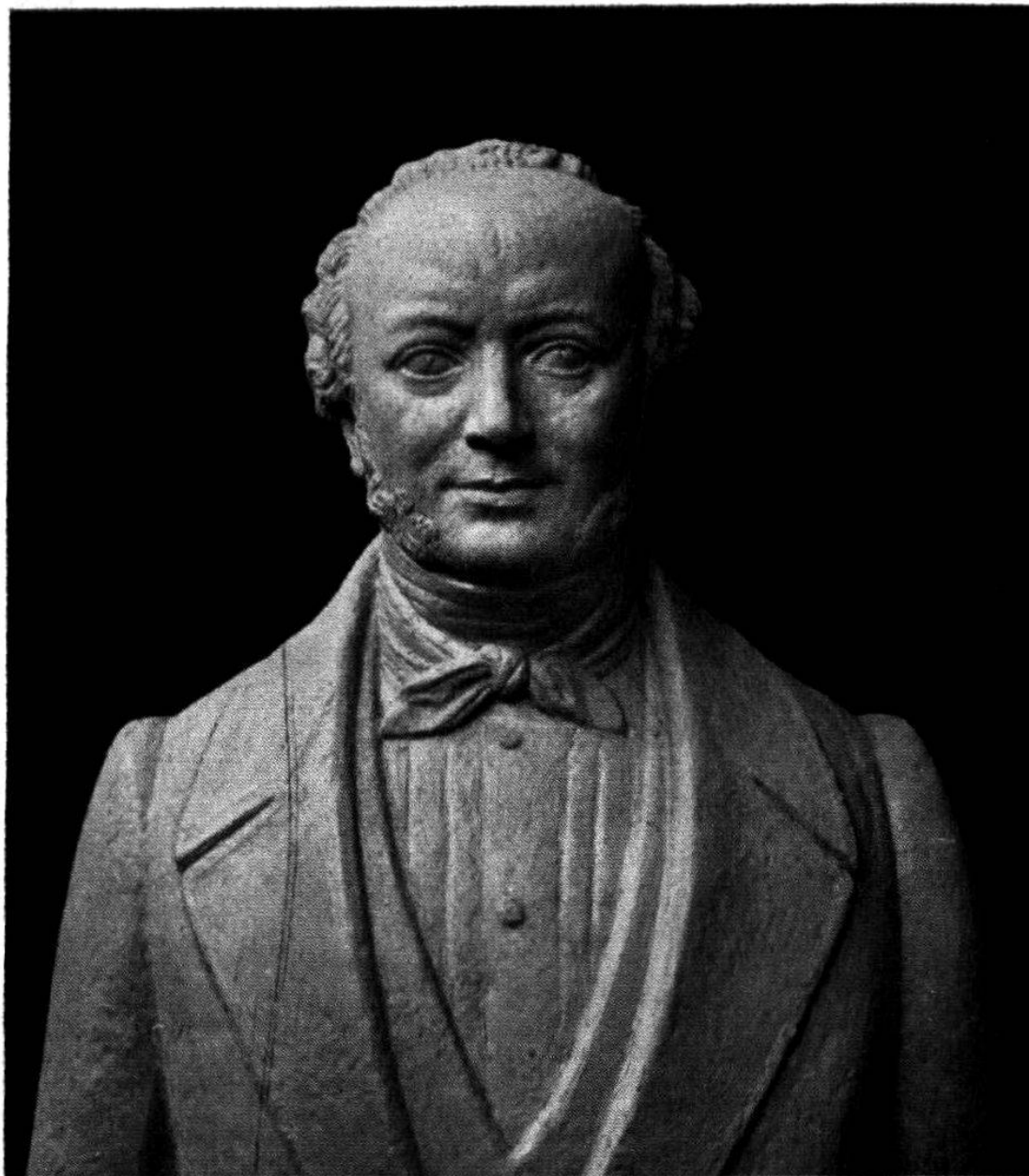
Einen sachverständigen Berater für die Herausgabe des Kalenders besaß Gotthelf ferner in dem Zürcher Johann Jakob Reithard, der seit dem Mai 1835 als Redaktor des „Berner Volksfreund", des Organs der Schnellenpartei, in Burgdorf wohnte, und mit dem er freundschaftlich verkehrte. Reithard gab seit 1834 den „Republikaner-Kalender" heraus und verfügte als gewandter Journalist und begabter Dichter über reiche Erfahrung. Eine der Nichten Reithards, die ihre Jugend bei diesem zugebracht<sup>22)</sup>, erinnerte sich noch in ihren späteren Jahren deutlich daran, wie bei den regelmäßigen Besuchen Gotthelfs in Burgdorf die beiden Männer in Reithards Studierzimmer eifrig disputierend mit langen Schritten auf- und abgegangen seien, wie sie zum Beispiel über Kalenderfragen und die Erzählung „Das gelbe

Bögelein und das arme Margrithli“, die Gotthelf in seinem ersten Jahrgang bringen wollte, sich unterhalten hätten. Es bedeutet übrigens eine Art Bestätigung des Gesagten, daß Reithard fast neun Jahre später, als er bei bereits gelockerten Beziehungen Gotthelf um einen Beitrag in seine „Neuen Alpenrosen“ anging, die Worte beifügte <sup>23)</sup>: „Schreiben Sie uns nur auch ein kleines Genrebildchen wie ‚Das arme Margrithli‘!“

Der „Neue Berner-Kalender für das Jahr 1840“ war bereits im Spätsommer 1839 fertiggestellt. Denn der rastlos tätige Gotthelf bekundete auf allen Gebieten eine bewunderungswürdige Energie und Promptheit in der Erledigung seiner Pflichten, das Aufschieben oder Liegenlassen einer Arbeit kannte er nicht. So war das Manuskript des Kalenders stets schon im Februar oder März vollendet, und der Drucker befand sich in der glücklichen Lage, nie auf den Verfasser warten zu müssen.

In bezug auf die äußere Aufmachung unterscheidet sich der neue Jahrgang in keiner Weise von seinen beiden Vorläufern, und daß die Redaktion wechselte, wird nirgends mitgeteilt. Der Text des Titelblattes ist, mit Ausnahme der veränderten Jahreszahl, genau der nämliche wie 1838, ebenso finden sich die zwölf mit Z. gezeichneten Holzschritte, die auf den Seiten 3—25 die Monate charakterisieren, bereits im ersten Jahrgang. Die vier lithographierten Bignetten dagegen, welche die Randleisten des Titelblattes unterbrechen, erscheinen erst von 1839 an. Die obere derselben stellt einen Ausschnitt aus dem damaligen Bern dar: das obere Tor mit dem Platz „zwischen den Toren“, dem Christoffelturm und dem Burgerspital. Auf den beiden Seiten sind die Munizipalstädte Burgdorf (links) und Thun (rechts) zu sehen, und unten — offenbar in Anlehnung an den „Sinkenden Boten“ — die drei Eidgenossen auf dem Rütli. Was das Papier, den weißen Rand der einzelnen Seiten, das Spatium zwischen den Artikeln und den





**Jeremias Gotthelf**

Büste von Arnold Hugger

Entwurf zu einem Denkmal, das in Bern errichtet werden soll



Zeilen anbetrifft, wurde der „Neue Berner-Kalender“ erheblich stiefmütterlicher behandelt als sein Konkurrent, der „Sinkende Bote“.

Aber Gotthelfs Beziehungen zu Carl Käfer begannen sich sehr bald, schon bei den Vorarbeiten zum Jahrgang 1841, zu trüben. Bereits am 7. April 1840 schrieb er an Reithard, der inzwischen als glarnerischer Schulinspektor nach Mollis übergesiedelt war <sup>24)</sup>: „Mit Käfer, meinem Kalenderdrucker, habe ich gekesselt. Heute geht der Absagebrief ab. Nach seiner Bequemlichkeit mich richtend, habe ich bereits den ganzen Kalender ihm eingeliefert. Im ersten Bogen streicht er mir Dinge durch, wodurch die Geschichte schwarz wird <sup>25)</sup>, und sendet mir sie ohne weiters gedruckt mit der Bemerkung zu, daß er das Ding so geändert habe, weil Bundeli <sup>26)</sup>, dessen Zeitung er drucke, darüber hätte böse werden können. Sie können sich vorstellen, daß ich ihm darauf eine tüchtige Antwort appliziert habe. Darauf schreibt er mit wirklich spießbürgerlicher Unverschämtheit: der Kalender sei sein. Was hineingehöre, sei seine Sache; mich bezahle er, und zwar gut, und habe das Recht, bogenweise wegzulegen, was ihm nicht anständig sei, wenn er es nur bezahle. Wahrscheinlich schrieb ihm Bundeli selbst den Brief. Nun habe ich ihm aber auch eine Antwort, welche ihm begreiflich machen soll den Unterschied zwischen uns beiden, und wem eigentlich der Kalender zugehöre in seiner gegenwärtigen Gestalt. Zugleich habe ich ihm gesagt, er solle einen Schreiber suchen nach seinem Wohlgefallen, so wie ich mir einen Verleger suchen werde, der in seinen Schranken zu bleiben wisse, wenn ich nämlich Lust hätte, meinen Kalender fortzusetzen.“

Natürlich konnte sich diese Absage Gotthelfs nicht etwa auf den zu einem großen Teil bereits gesetzten Kalender auf 1841, sondern lediglich auf die ferneren Jahrgänge beziehen. Seine Not klagte er am 5. Juni 1840 auch dem Jugendfreund Bernhard Rudolf Fetscherin, dem da-

maligen bernischen Regierungsrat, mit dem er bis Ende 1844 einen eifrigen und mitunter etwas polternden Briefwechsel unterhielt: „Apropos, mit Räker habe ich mich des Kalenders wegen überworfen. Das ist so ein recht schwarzes Berner Kindvieh. Ich habe ihm aufgesagt. Nun will er mir nichts mehr senden zur Korrektur. Was fange ich da an? Jedermann schreibt mir doch den Kalender zu. Und wenn Reklamationen kommen sollten, so muß ich herhalten.“ Mitunter gab es wohl auch Momente des Unmutes, in denen der Wunsch in Gotthelf aufstieg, endgültig auf die Kalendermacherei zu verzichten. Aus einer solchen Augenblicksstimmung sind wohl die Worte zu erklären, die er am 11. September 1840 an Regierungsrat Johann Rudolf Schneider schrieb: er habe „mit dem Kalender nichts mehr zu tun“<sup>27)</sup>.

Wie sich die Angelegenheit in Wirklichkeit weiter entwickelte, erfahren wir aus den Schreiben an Carl Bizius. Allerdings sind wir nur einseitig unterrichtet und sehen nicht immer völlig klar, da für diese Zeit die Deckbriefe des letztern fehlen<sup>28)</sup>.

Am 23. September 1840 sandte Gotthelf seinem Mentor einen Brief, dessen Schreiber (Lohbauer) ihm offenbar Illustrationen für den Kalender und seine allfällige literarische Mitarbeit angeboten hatte. Dieser Lohbauer kann niemand anders sein als Eduard Mörikes Jugendfreund Rudolf Lohbauer, der seit 1834 in Bern die Stelle eines außerordentlichen Professors für Militärwissenschaften an der Universität bekleidete und an der Industrieschule als Lehrer für geometrisches Zeichnen und Mathematik wirkte<sup>29)</sup>. Er war im September 1832 aus Stuttgart geflohen, wo er den „Hochwächter“, das Organ der Württembergischen Freheitsmänner, redigierte und wegen der Veröffentlichung seiner von der Zensur verbotenen Gedichte und Aufsätze verhaftet werden sollte. Im April 1833 ließ er sich in Burgdorf nieder, das damals eine kleine Kolonie liberaler Deutscher beherbergte. Dasselbst

wurde er mit Jeremias Gotthelf bekannt, der ab und zu die diese interessanten Ausländer und ihm befreundete Einheimische vereinigenden Samstagabendzusammenkünfte im Stadthaus zu Burgdorf besuchte. Lohbauer war zum Künstler geboren, seine zeichnerische und schriftstellerische Begabung, die er nicht selten betätigte, war außergewöhnlich, und es begreift sich leicht, daß er der Gestaltung und Illustrierung eines Volkskalenders besonderes Interesse entgegenbrachte.

Gotthelf begleitete die Uebermittlung der Epistel Lohbauers an Carl Bizius mit folgenden Worten: „Lies die Beilage! Nun habe ich L[ohbauer] geschrieben, ihm die Manier Räzers dargestellt und geantwortet, ich werde nur in angenehmen Verhältnissen das Kalendermachen fortführen. Schließlich habe ich ihn an dich gewiesen, indem ich dich bevollmächtige, mit ihm mündlich die Sache auszumachen. Er wird dir übrigens den Brief zu lesen geben. Wie wäre es, wenn etwas Tüchtiges zustande kommen könnte mit Zeichnungen von Lohbauer? Oder auch mit Beigaben von ihm, wie er selbst andeutet. So mir nichts, dir nichts mich wieder dem Räzer übergeben mag ich nicht, obgleich meine Frau sehr gerührt ist über seinen christlichen Versöhnungssinn, der aber wahrscheinlich nur in unchristlichem Geldsinn seinen Ursprung hat.“

Aus dem nächsten, vom 30. September 1840 datierten Schreiben Gotthelfs erfahren wir, daß Räzer einzulenten begann und von neuem ihn als Redaktor wünschte, daß Gotthelf jedoch nicht gesonnen sei, seine Absage zurückzunehmen. Er bat vielmehr Carl Bizius, mit Buchdrucker Carl Stämpfli, dem Verleger des „Hinkenden Boten“, zu unterhandeln, und schließlich vernehmen wir, daß zwischen Räzer und Lohbauer bereits Besprechungen und Abmachungen gepflogen wurden, und daß der letztere den „Wandseeder Boten“ von Claudius als Vorbild empfahl oder benutzen wollte. Der Brief lautet:



„Jä so! Es ist doch gescheut, wenn man eine dunkle Sache einem Kriminalisten in die Finger gibt; der fingerlet dieselbe so auseinander, daß man mit den Zwilchhändschen nehmen kann, was man früher mit bloßem Auge nicht erblicken konnte. Diese Wiedergeburt von Räker, ehe er einige hundert Franken an einem andern verloren, war mir immer dunkel. Ich konnte nicht begreifen, wie er dazu gekommen, einzusehen, daß nicht irgendein anderer den Kalender so gut als ich machen könne. Nun ist mir die Sache klar, daß eigentlich noch gar nicht Schiß auf seiner Seite ist, er also noch die gleiche unzerknirschte Person vorstellt. Es ist daher weitaus am besten, ich trete mit ihm gar nicht mehr ein. Der Brief, den ich dir gesandt, und den ich vergessen hatte, regt mir das Blut allemal neu auf, wenn ich ihn nur sehe, geschweige denn lese, so daß es mir wirklich eine sehr schwere sittliche Aufgabe wäre, mit ihm im Frieden zu fahren. Da aber keine Notwendigkeit, keine Pflicht fordert, daß ich dieselbe auf mich nehme, so sehe ich gar nicht ein, warum ich mich selbst in Versuchung führen sollte. Es ist daher, ich möchte fast sagen Pflicht, abzusagen, was ich dich auch mit geziemenden Worten zu tun bitten möchte. Willst du dagegen mit Stämpfli reden, dessen Kalender noch unbetastet bei den Krämern liegt, so ist es mir lieb. Ich bin überzeugt, wenn ich mit dem alten Jenni<sup>30)</sup> reden wollte, so griffe der mit beiden Händen zu. Räkers Kalender wäre gleich totgeschlagen, und Stämpfli könnte sich bloß seines Kalendariums willen halten, solange er es alleine hätte; allein die Jenni-Leute sind bei mir auch eben nicht im Krättli<sup>31)</sup>. Ich zweifle fast, daß Stämpfli eintrittet, indessen wenn du den Versuch machen willst, so bin ich dankbar dafür. Wenn ich meinen Namen Jeremiaß Gotthelf dazu geben würde, so ginge derselbe bis in Graubünden hinein.

Es ist aber doch recht lustig, wie Räker und Lohbauer schon jetzt zusammen stehn. Keiner hält sein Wort, einer



schmiert den andern an, verläßt sich auf den andern, das muß ein lustiger Kalender geben. Räzer hatte von mir zu Ostern den letzten Buchstaben Manuscript, mußte nie einen Posttag auf eine Sendung warten und konnte durchaus nach seiner Bequemlichkeit drucken. Lohbauer kann aber auch aus dem 'Wandsbeker Boten' keinen Kalender machen für unsere Zeit und unser Volk. Im Kalender kommt es nicht sowohl auf den Stoff an, als daß die Volksseele in demselben wehe; die ist nun weder im 'Wandsbeker Boten' noch im Lohbauer.

Indessen ist es merkwürdig, ich fand ihn in Jennis Katalog<sup>32)</sup> und hatte ihn schon früher angestrichen, indem ich recht gerne wissen möchte, wie der Claudius es gemacht, und weil allerdings für mich Stoff darin sein kann. Da man aber auf briefliche Bestellungen hin gar unsicher ist, so möchte ich dich bitten, ihn für mich zu erstehen, da du, wie ich weiß, diesen Steigerungen oft beizohnst. Er steht Nr. 523 für 16 Bagen, ich würde bis auf 3 Franken gehn.

Es ist sonderbar, daß der diesjährige Kalender mehr zu gelten scheint als der letztjährige, und hatte ich doch so eine Art Angst, er stehe ihm nach, und man werde sagen: 'Seht, das ist austubakert; es ist gut für einmal, aber lange hat noch kein Kalender gedauert'."

Es scheint, daß Carl Bizius diese Ausführungen mit dem Vorschlag beantwortete, Gotthelf möchte Räzer gegenüber die Bedingungen eines eventuellen nochmaligen Zusammenarbeitens genau formulieren, und daß er sich für strittige Punkte zum Schiedsrichter anbot. Denn Gotthelf meldete ihm am 17. Oktober 1840 folgendes: „Hier hast du einen detaillierten Brief für Räzer, den du nur auf die Post geben kannst, wenn du ihn genehmigst. Er macht hoffentlich deutlich, was ich meine, daß nämlich Räzer auch seinen Teil zum Kalender einem gemeinsamen Willen unterwirft und nicht nur ich den meinen. Wegen dem Titel meine ich das, daß der Ka-

lender, solange ich die Redaktion führe, einen bestimmten, mir übrigens gleichgültigen Titel trägt, der aber nicht mehr giltet, sobald ich zurücktrete, damit nicht spätere Sünden auf meinen Buckel kommen. Eine Anzeige der veränderten Redaktion hat meist etwas Gehässiges und kommt nicht überall hin. Du weißt, daß ich nicht bloß mit Freuden, sondern mit eigentlicher Dankbarkeit dir meine Manuskripte zu lesen gebe, ich glaube nicht, daß ich einen solchen Dienst jemand erzeigen könnte, denn ich mag gar nicht Geschriebenes lesen, aber das geht Räzer gar nichts an. Uebrigens scheint mir auch das Schiedsrichteramt einfacher und den gleichen Dienst leistend."

Daß sich aber zwischen Gotthelf und Räzer keine Einigung mehr erzielen ließ, liegt auf der Hand. Die Schuld an dem Bruch trugen wohl weniger einzelne Vorfälle als vielmehr die Selbstherrlichkeit des Kalenderautors und die offenbar ziemlich unverfrorene und brutale Haltung des Verlegers. Dieser hat sicherlich die Vorschläge in Gotthelfs „detailliertem Briefe“ gar nicht mehr ernsthaft in Erwägung gezogen, und wenn Gottlieb Jakob Ruhn um jene Zeit an den Buchdrucker Stämpfli in Bern schrieb: „Der Verleger des gemeinnützigen Kalenders ist vielleicht des Verfassers ebenso müde geworden als des Verlags; denn B[i]zius ist eiglich und absolut trotz seiner Freisinnigkeit!“, so treffen wohl diese Worte das Richtige. Räzer wollte weder mit Gotthelf noch mit Lohbauer noch mit einem andern „Kalendermacher“ das Unternehmen fortführen. Da ferner eine Verbindung mit Stämpfli, an die Gotthelf eine Zeitlang dachte, nicht in Frage kam, ist es keineswegs verwunderlich, daß nunmehr eine Vereinbarung mit Jenni sich anbahnte. Gotthelf unterrichtet Carl Biziuz am 1. Dezember 1840 darüber: „Es wird dich interessieren, zu vernehmen, daß ich gestern einen Brief vom alten Jenni erhalten mit der Anfrage, ob ich den Kalender wieder übernehmen wolle, den ihm Räzer angetragen

habe. Es scheint demnach, niemand wolle ihn Räzern machen. Ich habe ihm, da er sehr mit der Antwort preßierte, ungefähr geschrieben, was Räzern: wenn ich wieder einen Kalender übernehmen sollte, so müßte es unter angenehmen Bedingungen sein; ich erwartete daher die seinigen."

Das Geschäft kam zustande, und Jenni trat in die Rechte Räzers, der ihm den Kalender *tale quale* überließ. Das Titelblatt des Jahrgangs 1842 weicht denn auch nur insofern von demjenigen seiner Vorgänger ab, als die drei letzten Zeilen nunmehr lauten: „Bern, / gedruckt und zu haben bei C. A. Jenni, Vater, Buchdrucker. / Brunnengasse Nr. 1.“ Diese äußere Wahrung der Tradition war schon darum geboten, weil bei einer so konservativen Drucksache wie dem Kalender jegliche Abweichung von der ursprünglichen Ausstattung den Absatz wesentlich hätte beeinträchtigen können.

Vom Jahrgang 1843 an weist der Text des Titelblattes eine weitere Aenderung auf, indem die Bemerkung „Ein nützliches Hausbuch / zur / Unterhaltung und Belehrung. / Herausgegeben / auf Anordnung der Bernerischen gemeinnützigen Gesellschaft“ ersetzt ist durch die Worte „Ein Buch für die Gewissen, / welche / gutmüthige Wahrhaftigkeit / vertragen können.“ Damit dokumentierten Verlag und Redaktion auch *de verbo* die Tatsache, daß der Kalender nach und nach ein Privatunternehmen geworden war, das mit der „Bernerischen gemeinnützigen Gesellschaft“ in keinerlei Verbindung mehr stand.

Wir kennen in der That kein Zeugnis dafür, daß Gottlieb sich in der Kalenderangelegenheit je um die „Gemeinnützige Gesellschaft“ gekümmert hat. Es scheint vielmehr, daß er sich nur dann auf diese ihm sicherlich unbequeme Bevormundung berief, wenn er ihr eins anhängen wollte. So schrieb er in der für den „Berner Volksfreund“ bestimmten Anzeige von Reithards „Republikaner Ka-



lender" auf 1841 folgendes<sup>33)</sup>: „Der ganze Kalender sieht anders aus als die beiden Bernerkalender, die an Häßlichkeit miteinander wetteifern. Doch müssen wir aufrichtig gestehen, daß der neue Bernerkalender den alten an Häßlichkeit auffallend übertrifft, seine Bilder sind wirklich Schauer erregend. Wie die ‚Bernerische gemeinnützige Gesellschaft‘ mit solchen Bildern die Aufklärung des Volkes befördern, dessen Geschmack bilden will, begreift man nicht recht. Entweder muß sie die Sache sehr leicht nehmen oder sehr wenig davon verstehen. Excusez!“ Die Besprechung wurde zwar nicht veröffentlicht, aber daran war nicht Gotthelf schuld, sondern Carl Langlois<sup>34)</sup>, der Verleger des „Volksfreundes“.

Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die Lösung des Verhältnisses und die Streichung der „Gemeinnützigen Gesellschaft“ vom Titelblatt des Kalenders von dieser selbst verlangt wurde. Denn ein solch eigenwilliger Redaktor wie Gotthelf konnte unmöglich nach ihrem Sinne sein, und sie mußte wohl über den Kalender mancherlei hören, was ihr nicht behagte. So erschien gerade über den Jahrgang 1842 in Thomas Scherrs „Pädagogischem Beobachter“ vom 19. und 26. November 1841<sup>35)</sup> eine Rezension, deren ablehnender Ton ihresgleichen sucht. Ihr Verfasser bricht zum Schluß in die Worte aus: „Wie heißen wohl auch Präsident und Mitglieder dieser gemeinnützigen Gesellschaft?? Wir hatten schon die Feder angelegt, um solche Kalendermacher nach Verdienen zu zeichnen. Da fallen uns aber Goethes Worte ein: ‚Das Gemeine muß man nicht rügen, es bleibt sich ewig gleich‘.“

Jedenfalls darf mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß Gotthelfs Beziehungen zur „Bernischen gemeinnützigen Gesellschaft“ mit einem Bruch endigten, der 1842 oder 1843 seinen Austritt zur Folge hatte. Wenigstens erscheint sein Name in den „Verhandlungen“

der Jahre 1842—1844 nicht mehr, und im Mitgliederverzeichnis vom 1. Oktober 1847, dem dritten, das die Gesellschaft herausgab, fehlt der Pfarrer von Lüzelflüh <sup>36</sup>).

Das abfällige Urteil, mit dem in der mitgeteilten Besprechung Gotthelf die Illustrationen seines „Neuen Berner-Kalenders“ für 1841 bedachte, ist vollauf berechtigt; denn die Bilder der Jahrgänge 1840 und 1841, die bis auf eines mit M. signiert sind, lassen in der Tat an Steifheit nichts zu wünschen übrig, mitunter sehen sie, wie zum Beispiel der den Todessturz der „Rabeneltern“ (1841, Seite 45) darstellende Helgen, einfach schauderhaft aus. Für die folgenden vier Jahrgänge gelang es, einen Künstler von Rang, der seiner Aufgabe völlig gewachsen war, dem Kalender zu verpflichten: den in Bern lebenden, der Oltenener Linie seines Geschlechtes angehörenden Zeichner und Maler Heinrich von Arx <sup>37</sup>). Am 26. Februar 1841 schrieb Gotthelf an Christian Benel <sup>38</sup>) in Frauenfeld, den Verleger von „Wie Uli der Knecht glücklich wird“: „Gestern erhielt ich die Entwürfe zu Bildern zu meinem Kalender, von einem von Arx gemacht. Vielleicht kennen Sie den ‚Guckkasten‘, welchen er herausgibt <sup>39</sup>), und der in Bern ein Aufsehen macht. Der Mensch besitzt unbestrittenes Künstlertalent, besonders zeichnet ihn eine satirische Ader aus.“ Daß Gotthelf seinen Illustrator auch persönlich schätzte, sich jeweilen mit ihm beriet und ihn nach Lüzelflüh einlud, können wir seinem das Datum des 7. März 1844 tragenden Briefe an Jenni entnehmen <sup>40</sup>). „Sie erhalten beigeflossen“, lesen wir hier, „die ‚Weltfahrten des Schneiders‘. Ich sollte mich aber mit Herrn von Arx über die Bilder verständigen; in diesen ‚Weltfahrten‘ ließe sich eins recht gut anbringen. . . . Wenn Herr von Arx zu mir kommen will, was mich freuen wird, so möchte ich wissen, wann ungefähr, damit ich den Tag des nähern bestimmen könnte, denn ich bin nicht immer frei.“

Freilich verdienen infolge der geringen Sorgfalt, mit der die Zeichnungen von Heinrich von Arx reproduziert wurden, die Kalenderbilder auch in den Jahrgängen 1842—1845 kein unbeschränktes Lob. Aber was die Kunst der Darstellung anbetrifft, zeichnen sie sich in jeder Hinsicht vorteilhaft vor den früheren aus. Denn von Arx verstand es vor allem, eine Situation gut und übersichtlich zu erfassen, auch eigneten ihm die Fähigkeit trefflicher Charakterisierung der Personen und etwas von der derben Realistik und dem grimmigen Humor, der die Schilderungen Gotthelfs durchzieht. An die souveräne Phantasie und die geniale Kraft Martin Distelis reichen freilich die Illustrationen seines mit ihm verwandten Freundes Heinrich von Arx nicht heran.

Von diesen Illustrationen hat von Arx lediglich eine einzige nicht zu einer bereits vorhandenen Geschichte, sondern auf Gotthelfs direkte Anregung hin geschaffen. Wir erfahren das aus dem eben erwähnten Briefe an Jenni: „Hier sende ich das Thema zu einem Bilde, zu welchem ich keine Erzählung liefern will; sondern auf der einen Seite soll, ungefähr wie ich es einsende, das Thema mit großen Buchstaben stehn, auf der andern das Bild: ein Salon gehörig ausgestaffiert, ein elegantes Frauenzimmer die Hauptperson, in der einen Hand hoch aufhaltend ein Paar Strümpfe, in der andern Hosen.“ Diese Lithographie findet sich nach Seite 76 des Jahrgangs 1845. Gotthelfs Legende steht aber nicht auf einer eigenen Seite, sondern unter dem Bilde. Sie lautet: „Herr Jesez, Herr Jesez! Sibe Jahr i der Töcherschul gsi u jiz Hose pläzen u Strümpf umemache!“

Gotthelf hatte offenbar gehofft, daß die durch die Loslösung von der „Gemeinnützigen Gesellschaft“ herbeigeführte neue Aera des Kalenders auch in bezug auf dessen äußere Aufmachung einen Aufschwung bringen werde; denn wir lesen in seinem vom 10. April 1842 datierten Briefe an Reithard<sup>41)</sup>: „Der diesjährige Kalender



ist auch bereits fertig und soll diesmal besser ausgestattet werden als sonst, Jenni will einige Bagen sich nicht reuen lassen.“ Aber die Jahrgänge 1843—1845 sehen — mit Ausnahme davon, daß die Bilder nunmehr auf eigenen Blättern figurieren, während früher auf deren Reversen der Text des Kalenders sich fortsetzte — bis auf die letzten Einzelheiten gleich oder besser gesagt gleich primitiv aus wie ihre Vorläufer. Immerhin sorgte Jenni von nun an für Zeitungsinsertate, die den Kalender empfahlen. Ein solches, das in dem von ihm verlegten „Beobachter“ in einer freilich recht unbeholfenen Weise auf den Jahrgang 1844 hinwies <sup>42)</sup>, sei hier abgedruckt: „Wir glauben hoffen zu können, daß dieser Jahrgang des Kalenders, dessen frühere Jahrgänge so lebhafteste Teilnahme gefunden, viele Leser anziehen wird. Der reiche Inhalt, ein Ergebnis der gewandten Feder des klaren, den Kern des Volkes durchschauenden Schriftstellers Jeremias Gotthelf, und die beigelegten Abbildungen von der kunstfertigen Hand des Heinrich von Arx beweisen, wie sehr der Verleger bemüht war, einen echten, wahrhaft bildenden Volkskalender dem Publikum entgegenzubringen.“

Im Nachlaß Gotthelfs hat sich nur ein einziges Dokument erhalten, das über die Kosten, die Auflage und den Absatz des Kalenders Auskunft gibt. Es ist ein nicht unterzeichneter Brief, den Jenni am 6. Februar 1843 Gotthelf zusandte. Der Verleger beschwert sich zunächst darüber, daß schon der Kalender für 1842 für ihn ein Mißerfolg gewesen sei: „Mit dem Jahrgange 1842 hat mich Herr Näher in eine Schlappe geführt, indem er mir sagte: ‚Es wurden soviel gedruckt‘. Erst nachher erfuhr ich, daß davon aber noch eine große Portion auf dem Estrich bei ihm liege. Ich verkaufte doch noch etwas zu elftausend Exemplaren, wollte nicht verzagen, weil es der erste war, rechnete aber wirklich nicht genau, sonst hätte ich wahrscheinlich schon bei dem für 1843 Bedenken getragen.“

Dann vernehmen wir, daß auch vom Jahrgang 1843 zwölftausend Exemplare gedruckt wurden, eine Zahl, deren Höhe in Erstaunen setzt und zeigt, welche Verbreitung diesen unscheinbaren Hefen damals im Volke zuteil wurde. Die detaillierte Zusammenstellung der Barauslagen, die Jenni beifügt, ist nicht uninteressant. Sie lautet:

Ihnen Honorar bezahlt . . . . .	L. <sup>43</sup> ) 264.—	
Satz des Kalenders kostete im ganzen . . .	" 99.15 Rpn.	
Druck desselben . . . . .	" 336.—	
Steindrücke . . . . .	" 120.—	
Papier wurde in der Druckerei verbraucht 122 Riez, Papier wurde in der Steindruckerei verbraucht 12 Riez . . . . .	" 607.20 "	
Für Farbe zum Buchdruck . . . . .	" 128.—	
Buchbinder . . . . .	" 120.—	
(Wahrscheinlich muß ich wegen besonders Einheften der Lithographien noch etwas nachbezahlen)		
An von Urz für Zeichnung . . . . .	" 48.—	
Inserate ins Amtsblatt, Zeitungen zirka . .	" 10.—	
		L. 1732.35 Rpn.

Der Ladenpreis des Kalenders betrug zwei Bagen (= acht Kreuzer). Diese erhielt aber Jenni nur, wenn bei ihm gekauft wurde. An andere Händler trat er das Exemplar zu sechs Kreuzer ab. Er rechnet nun Gotthelf vor, daß ihm „für Mühe etc.“ bei totalem Verkauf der zwölftausend Exemplare à sechs Kreuzer („denn ich verkaufte à Bagen 2 nicht zwei Duzend im Detail“) nur L. 67.65 Rpn. zusammen, und fährt fort, er habe bis dahin (6. Februar 1843) erst 10,826 Exemplare abgesetzt und glaube schon darum nicht, daß er die vorrätigen 1174 „fast in Mitte Februar“ noch verkaufen könne, weil Stämpfli von seinem „Sinkenden Boten“ eine zweite Auflage veranstaltet habe, „was er letztes Jahr nicht tat“. Auf Grund dieses Resultates erklärt Jenni, er könne nur dann noch eine Probe „wagen“, wenn Gotthelf sich mit einem Honorar von zweihundert Franken

begnüge. „Sollte, wie zu vermuten“, fügt er bei, „eine Besserung eintreten, so will ich gerne bei künftigen Jahrgängen auf das alte Honorar zurückkommen. Von meiner Seite will ich gewiß alles mögliche für den Absatz tun; ich bitte Sie, gefälligst auch dafür zu sorgen, daß in allen Gauen etwas zum Lesen Anziehendes gefunden wird. Ins Baselland und in die Neuenburger Berge gingen mehrere Duzend, wohin vorigen Jahrs keine gingen. In Zürich war der Absatz im Verhältniß zu hier, und daß er hier geschrieben und gedruckt wurde, am stärksten.“

Die tatsächliche Veranlassung, warum Gotthelf mit dem Kalender für 1845 diese Tätigkeit abschloß, können wir nicht feststellen; es fehlt uns jede direkte Äußerung darüber. Aber es fällt trotzdem nicht schwer, den Grund dafür bloßzulegen.

Wohl hatte der Pfarrer von Lüzelflüh aus den Kreisen seiner Bekannten und Kollegen über verschiedene Kalenderjahrgänge oder über einzelne Erzählungen und Betrachtungen derselben nicht selten mündlich und schriftlich Lob geerntet und günstige Beurteilungen erfahren<sup>44</sup>). Und sein alter Freund Eduard Fueter, Professor der Politiklinik in Bern, der ihn im Namen der bernischen Sanitätskommission angefragt hatte, ob er eine Schrift verfassen wolle, die das Volk auf die medizinischen Pfücher und die von ihnen drohenden Gefahren aufmerksam mache, war nach dessen Zusage zunächst der Ansicht, für eine solche Arbeit könnte sich der „Neue Berner-Kalender“ am besten eignen. Er schrieb am 14. April 1842 an Gotthelf<sup>45</sup>): „Daß es Ernst mit der Sache wird, wirst du bald inne werden, da mit meinem Brief oder gleich nachher das Paket Akten und Auszüge dir zukommen wird. Ich fürchte nur, daß dir die darin enthaltenen Angaben zu larm und zu trocken erscheinen mögen; doch Funken sind allerdings genug in ihnen vorhanden, um, mit dem Pulverfaß deines Genius in Ver-



bindung gebracht, großen Effekt hervorzubringen. ... Natürlich hat die Sache keine Eile, und obschon dir für dieses Jahr der Kalender schon vom Halse ist, so schiene es immerhin tunlich, je nachdem deine Schöpfung ausfallen wird, sie in fortlaufenden, stehenden Artikeln in mehreren Jahrgängen deines Kalenders abdrucken zu lassen. Kleidet aber dein spiritus familiaris den Gegenstand in eine zusammenhängende Erzählung, so würde der Kalender wohl nicht mehr passen. Leichter möchte dir die Arbeit werden, wenn du nur so abgebrochene Skizzen, Szenen, Anekdoten mit der nötigen belehrenden Beimischung gäbest, und jedenfalls möchte der Kalender in mehr Hände und mehr in die untern Volksklassen als eine eigene Schrift gelangen. Auch möchte die auf letztere Art deutlicher ausgesprochene Intention dem Zwecke weniger förderlich sein; doch ich mache hier die Rechnung ohne den Wirt und tusche mich." Fueters Ueberlegungen erledigten sich dem gewaltigen Werke gegenüber, das Gotthelf nunmehr schuf, von selbst; denn für die Erzählung „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht“ kam wahrlich der „Neue Berner-Kalender“ nicht in Frage!

Auch die öffentlichen Kundgebungen, die einzelnen Jahrgängen des „Neuen Berner-Kalenders“ zuteil wurden, verdanken ihre Entstehung häufig nicht dem Interesse an der Publikation als solcher, sondern einem bestimmten äußeren Ereignis. Wenn die schweizerischen Tageszeitungen in jenen politisch aufgeregten Dezennien sogar auf bedeutende literarische Neuerscheinungen nur selten aufmerksam machten, so schritten sie über lediglich für das Volk bestimmte Veröffentlichungen wie Kalender erst recht zur Tagesordnung. Ich führe zuerst zwei lobende Besprechungen der genannten Art an.

Die eine, die auf den Jahrgang 1841 hinweist, ist im „Schweizerischen Beobachter“ vom 15. September 1840 zu lesen. Der Zufall wollte nämlich, daß unmittelbar vor

dem Erscheinen dieses Kalenders, in dem Gotthelfs Betrachtung „Das Brot“ steht, die erwähnte Zeitung im Anschluß an die Bestrafung von Bäckern zu Stadt und Land, deren Brote zu leicht befunden worden waren, eine Reihe von Artikeln brachte<sup>46)</sup>. Der letzte derselben, der den Titel trägt „Die Frage über den Brotverkauf betreffend“<sup>47)</sup>, nimmt am Schluß mit folgenden Sätzen auf Gotthelfs Abhandlung Bezug: „Nachdem wir nun alles mögliche, was sich zugunsten der ehrlichen Bäcker sagen läßt, mit der größten Unparteilichkeit aufgenommen haben, so wird es uns auch zum Schlusse wohl noch vergönnt sein, alle diese ehrlichen Bäcker, Müller und Korn- (i. . .)bauern auf den soeben erschienenen, Neuen Berner-Kalender (von der gemeinnützigen Gesellschaft herausgegeben) auf das Jahr 1841' aufmerksam zu machen. Dieser Kalender ist sehr wohlfeil, und sogar der Bäcker, dem einmal eine ‚Bachete‘ mißlungen ist, so daß, unbeschadet seiner Ehrlichkeit, an dem Pfund zwei Lot fehlen können, mag ihn, ohne zugrund zu gehen, anschaffen. Die vielen ehrlichen Müller und Kornhändler können den Kalender, ohne in ihrem zarten Gewissen den Vorwurf des ‚schlechten Haushälters‘ wie einen metallenen Nagel herumzutragen, zwei-, auch dreifach ankaufen und ohne merklichen Schaden an ihren weichen Seelen lesen. Aus diesem Kalender möchten wir ihnen allen das Kapitel über das Brot dringend zur Beherzigung anempfehlen. Es ist dies freilich ein Spiegel des bekannten und beliebten Volksschriftstellers Jeremiaß Gotthelf, in welchen mancher nicht gerne hineinsehen wird, der aber doch zu einer heilsamen Buß- und Bettagspredigt dienen dürfte.“

Die zweite mir bekannte warme Anerkennung, die der „Neue Berner-Kalender“ in der Tagespresse erntete, hat Reithard zum Verfasser. Dieser veröffentlichte 1843 in der sanktgallischen „Schweizer-Zeitung“, dem Organ seines Schwagers Landammann Gallus Jakob Baum-

gartner, eine über drei Juninummern sich erstreckende ausführliche Würdigung von Gotthelfs Schaffen. In dieser äußerte er sich folgendermaßen über den Kalender:<sup>48)</sup> „Endlich verdient gewiß auch der Volkskalender Erwähnung, in welchem Gotthelf sich als wahrer Volkschriftsteller glänzend bezeugt. Wir rechnen hier einzelne überflüssige Verbheiten und Witzauswüchse ab und weisen im allgemeinen auf einen Inhalt, in welchem die Gebrechen der Zeit und die Sünden des Volks und seiner Parteiführer unnachahmlich geschildert und mit unbarmherziger Ironie gezüchtigt, dagegen alle besseren Elemente und erhebenden Momente mit hoher Weihe geschildert und die Lehren praktischer Weisheit, echter Frömmigkeit und Vaterlandsliebe in begeisterter und begeisternder Weise gegeben sind.“

Daneben aber konnte es nicht fehlen, daß Gotthelfs kampflustiger Kalender, der so ganz anders war als die meisten seiner schweizerischen Kollegen, eine sich stets steigernde Opposition erfuhr, und zwar nicht nur aus dem gegnerischen Lager. Unter diesen Rundgebungen bilden die Aeußerungen Gottlieb Jakob Ruhn, der als Herausgeber des Seite 101 ff. erwähnten „Sinkenden Boten“ keineswegs Ursache hatte, seinen Rivalen besonders sanft zu behandeln, eine löbliche Ausnahme und machen einen durchaus sympathischen Eindruck. Und doch hatte er sich bei ihrer Niederschrift keinerlei Zwang aufzulegen, da es nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Urtheile, sondern briefliche Bemerkungen für seinen Verleger Carl Stämpfli waren. Sie zeigen einerseits, wie das Unternehmen der Konkurrenz beide unablässig beschäftigte, wie aber — bei klarer Betonung des andern Standpunktes und bei aller Ablehnung dessen, was ihm nicht behagte — der friedfertige und jeder Härte abholde Ruhn dem Genius Gotthelfs die Bewunderung nie versagt und ihm in seiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt. Können wir Ruhn's Ansichten als diejenigen eines großen



Teils des Bernervolkes betrachten, so spiegeln sie zugleich die Persönlichkeit ihres Verfassers in einem hellen und freundlichen Lichte.

Ueber den Kalender für 1841 ließ sich Kuhn zweimal vernehmen. In seinem Schreiben vom 17. Oktober 1840 lesen wir: „Der gemeinnützige Kalender hat seine unverkennbaren Verdienste an Wiß und schlagenden Wahrheiten. Aber auch seine Schwächen. Namentlich sind seine Aufsätze zu sehr in die Länge und Breite gezogen. Die politische Farbe des Verfassers erlaubt ihm dabei, Dinge zu sagen, die ich und mancher andere nicht sagen dürfte. Was aber die ‚Gemeinnützige Gesellschaft‘ am ‚Hinkenden Boten‘ tadelte, das hat nun ihr Kalender in reichem Maße: ‚das an Pranger stellen seiner Mitbürger‘<sup>49)</sup>, sowie überhaupt der Verfasser in allen seinen Schriften mit seiner Geißel überall hin viel schärfer und schonungsloser zuhaut, als ich nie gewagt habe!“ Und im Mai des folgenden Jahres, als er mit den Vorarbeiten zum neuen „Hinkenden Boten“ beschäftigt war, schrieb Kuhn: „Es sollte mich eigentlich wunder nehmen, welchen Kalender ein ganz Unbefangener gemeinnütziger finden würde, ob den hinkenden oder den soit-disant gemeinnützigen. Geistvoller mag jener sein, obschon die Mägde- und Glätterinnengeschichten<sup>50)</sup> sehr weit unten stehen. Nun, so singe jeder nach seiner Weise!

Die Vögel singen nicht egal,  
Der eine laut, der andre leise,  
Kauz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall.  
Ein jeder hat so seine Weise.“

Die Kritik, zu welcher der Jahrgang 1842 Kuhn veranlaßte, findet sich in dessen Brief vom 26. Oktober 1841: „Wie ich höre, macht der ‚Neue Berner-Kalender‘ bei den Gescheiden kein Glück! Ich finde, er ist ganz gegen den Wunsch der ‚Gemeinnützigen Gesellschaft‘. Er ist voll beißenden Witzes und persönlicher Anspielungen, aber

beides außer dem Bereich des Volkes und nicht passend auf die *tournaire d'esprit* desselben. Das Kapitel von der Liebe ist zu schön für den Kalender und stände besser in einer Predigt. Auch sind die einzelnen Geschichten zu lang. Die Gesellschaft erntet kaum viel Ehre damit ein. Es geschieht ihr schon recht!"

Ueber den Jahrgang 1843 liegen wieder zwei Vernehmlassungen Kuhns vor. Die erste ist in seinem Brief vom 9. November 1842 zu lesen; sie lautet: „Der ‚Neue Berner-Kalender‘ pro 1843 hat zwar das Prävenire gespielt, wird aber mit seiner Böbelhaftigkeit wenig Gunst gewinnen.“ Die zweite lesen wir in Kuhns Schreiben vom 28. Februar 1843: „Ueber den Bihi-Kalender hab ich von einem Freund in der Ferne das Urtheil gelesen, daß er sich ebenso sehr über seine Freimütigkeit freut als über seine Rücksichtslosigkeit ärgert, womit er Roheit und Unsittlichkeit nackt und bloß darstellt. Ich denke, das wird so ziemlich das Urtheil aller Unbefangenen sein. Schade, daß dieses eminente Talent so zuchtlos sich ausdrückt!"

Ganz anders klang es von Orten her, wo man sich durch Bemerkungen Gotthelfs im Kalender direkt getroffen fühlte. Da ließ man sich nicht lumpen, sondern pfefferte seine Repliken mit gehöriger Schärfe.

So benutzte das „Intelligenzblatt für die Stadt Bern“, dem Gotthelf wegen seiner abschätzigen Rezensionen des „Bauernspiegels“ und des „Schulmeisters“<sup>50)</sup> grollte, und das er im Kalender mitunter in wenig schmeichelhafter Weise erwähnte, die Gelegenheit, dem zweiten Jahrgang eins anzuhängen<sup>51)</sup>. Es geschah dies bei Anlaß der Besprechung des literarischen Almanachs „Alpina“ (Solothurn 1841), in das Gotthelf die Erzählung „Wie Joggeli eine Frau sucht“ gespendet hatte. Von dieser heißt es im „Intelligenzblatt“ vom 1. April 1841 (Nr. 78), sie stamme „von dem als Volksschriftsteller schon bekannten Jeremias Gotthelf, doch diesmal nicht so trivial wie

im „Neuen Berner-Kalender“, wo der Teufel in jeder Zeile so spukt, daß leider der Aberglaube eher gepflanzt als bekämpft wird.“

Auf einen ausgesucht gehässigen Ton ist die Anzeige des Jahrgangs 1842 gestimmt, die in Thomas Scherr's „Pädagogischem Beobachter“ erschien, und auf die ich schon Seite 120 hingewiesen habe. Ihr Verfasser war kein Geringerer als der junge Johannes Scherr, der damals im Erziehungsinstitut seines Bruders zu Winterthur als Lehrer tätig war. Er suchte in seiner Rezension vor allem Gotthelf's „Kuriositäten vom Jahr 1840“ durch Aufstichung einer Reihe von Zitaten an den Pranger zu stellen. Und die Erbitterung über die unglimpfliche Art, wie hier sein Bruder Thomas, der infolge des Straußenputsches vom September 1839 abgesetzte zürcherische Seminardirektor, behandelt ist, trübte das Urteil Johannes Scherr's, der sonst alles Bedeutende und Echte mit untrüglichem Blick als solches erkannte, derart, daß er auch über die gelungenen und durch ihre gesunde Eigenart hervorragenden Stücke des Kalenders den Stab brach und sie mit vernichtenden Epitheta belegte. So nennt er die lustige, in Briefform gekleidete Betrachtung „Die ehrsame Frau Kleb an den Kalendermacher“, ohne ihren ethischen Kern und ihre berechtigte Kritik zu erfassen, „roh, gemein, ohne allen Zweck“, die bäuerliche Schwächen mit kräftigem Humor geißelnde Skizze „Der Eselkrieg im Repszader“ ist ihm eine „erbärmliche Lokalgeschichte“, und die köstliche Schilderung „Der große Kongreß auf dem Kasinoplatz in Bern“, welche die Emanzipationsgelüste der weiblichen Dienstboten auf äußerst witzige Weise ad absurdum führt, bezeichnet er als „grobe und witzlose Satire auf das Vereinswesen“. Der Umstand, daß Johannes Scherr offenbar nicht wußte, wer der Verfasser des „Neuen Berner-Kalenders“ war, vermag diese kritischen Mißgriffe nur zu einem kleinen Teil zu entschuldigen; da-



gegen zeigen die Worte, die er wenig mehr als ein Jahr später Gotthelf widmete <sup>52)</sup>, daß er dessen Größe durchaus zu würdigen verstand.

Als ein Zeichen der aufgeregten Zeit, die infolge der Freischarenzüge und der Berufung der Jesuiten nach Luzern jegliche politische Objektivität eingebüßt hatte, ist es zu werten, daß der Verkauf des Jahrgangs 1844 wegen des Aufsatzes „Die Jesuiten und ihre Mission im Kanton Luzern“ daselbst verboten wurde. Der „Schweizerische Beobachter“ vom 7. November 1843 berichtet darüber folgendes: „Der von Jeremias Gotthelf herausgegebene ‚Neue Berner Kalender für 1844‘ wurde von Willisau im Kanton Luzern aus dem Verleger in hier wieder zurückgesandt, weil der Buchbinder, der mehrere Duzende davon bestellt hatte, sie wegen eines darin enthaltenen Aufsatzes über die Jesuiten nicht verkaufen durfte, ansonsten sie ihm konfisziert und er gestraft worden wäre.“

Aber auch von neutraler, ihm wohlgesinnter Seite bekam Gotthelf recht Anzügliches zu hören. Am 8. März 1845 schrieb der Basler Theologieprofessor Karl Rudolf Hagenbach, der Redaktor des kurz zuvor von ihm begründeten „Kirchenblattes für die reformierte Schweiz“, an Gotthelf <sup>53)</sup>: „Man soll eigentlich nicht aus der Schule schwagen, aber das darf ich dir doch sagen, daß uns eine Kritik Deines ‚Berner-Kalenders‘ eingegangen ist, die ich, ohne partiell zu erscheinen, nicht wohl abweisen durfte, und die ein wenig mit dir zankt (wegen des derben Kolorites), während sie sonst alles Gute an dir läßt. Daß sie nicht von mir ist, brauche ich dir nicht zu sagen, aber sie ist auch von keinem Pietisten. Weiter schwag ich nicht aus der Schule, will aber nur zum voraus den Verdacht der Autorschaft abwälzen oder (da dies nicht nötig ist) die Verantwortlichkeit des Redaktors gegen Freundeseinsprache sicherstellen. Der Rezensent ist mir übrigens befreundet und sonst ein großer Ber-

ehrer von dir; zu einer Kritik habe ich ihn nicht aufgefordert, aber abweisen durft ich ihn, wie gesagt, auch nicht. Du wirst michs also nicht entgelten lassen, wenn diese Kritik (ich weiß selbst noch nicht, in welcher Nummer) dir zu Gesicht kommen sollte. Eine Antikritik wirst du auch nicht einsenden. . . .“

Diese Rezension, die im „Kirchenblatt“ vom 24. April 1845 zu finden ist, geht allerdings nicht sehr glimpflich und gerecht mit Gotthelf um, und man begreift den ängstlichen Ton von Hagenbachs Hinweis; denn er mußte wissen, daß dieser sich über solch anonyme Anrempelungen tüchtig erboßen konnte. Nachdem der Verfasser — er zeichnet lediglich mit s. — dem schriftstellerischen Gesamtcharakter Gotthelfs die Gnade seines Lobes hat zuteil werden lassen, fährt er fort: „Oft hebt sich die Sprache seiner Schriften bis zur höchsten Beredsamkeit, bis zur reinsten Poesie, aber mindestens ebenso oft verliert sich Sprache und Gedanke zu einer Gemeinheit und Widerlichkeit, die unmöglich zum Wesen der Popularität gehören können, und es ist unbegreiflich, wie ein Mann von Jeremias Gotthelfs Talent und Bildung mitten im Schwunge fortreißender Begeisterung in die verbsten, bis zur Unflätigkeit reichenden Ausdrücke und Vorstellungen des Volkes übergehen kann. . . . Ein Jeremias Gotthelf, ein Volksschriftsteller überhaupt sollte über dem Volke bleiben, das er belehren, bessern oder unterhalten will; er sollte schon als Schriftsteller an sich seiner künstlerischen Würde nichts vergeben und nie vergessen, daß man durch ein Sichgehenlassen Rückschritte auf dem Wege der Bervollkommnung macht.“ Dieses ziemlich leichte Urteil wird im folgenden speziell auf den „Neuen Berner-Kalender“ für 1845 angewendet: „Das Hauptgebrechen ist auch hier (ohne daß dem trefflichen Verfasser der Vorwurf des Jesuitismus gemacht werden soll), daß die Mittel des Zweckes nicht würdig sind, und daß ein Abweg der Popularität, das Schmutzige, nicht

genugfam vermieden ist. Sei man auch weit entfernt davon, sich vor starken Ausdrücken zu fürchten oder Naturalia und Turpia zu identifizieren, so ist denn doch im genannten Kalender des Starken und des Natürlichen, sowie noch anderer Dinge zu viel. Wer sich die Mühe nehmen will, wird den unschicklichen Kontrast nicht verkennen, welcher sich zum Beispiel zwischen den in die „Himmelserscheinungen“ verflochtenen Sinnsprüchen und dem Eröffnungs(!)-Artikel im Monat Januar findet und nicht der einzige im Kalender bleibt.“ Und zum Schluß erteilt der dämliche Kritiker dem Beurteilten gute Ratschläge, die sich gegenüber der Kraftgestalt Gotthelfs recht dürftig und fast etwas komisch ausnehmen: „Aber steige er nie tiefer herab, als notwendig ist, und bewahre er, wie der unvergeßliche Hebel, den Adel des wahren Volksfreundes, der auch ihm, wenn gleich nicht als einzige Gabe, angeboren ist!“

Gotthelf antwortete Hagenbach erst am 3. Oktober auf seinen Brief. „Die Rezension im ‚Kirchenblatt‘, welche mir gelten sollte“, erfahren wir nunmehr<sup>54</sup>), „hat mich geärgert, und zwar darum, weil derselben ein Stück zum Grunde gelegt war, welches ausdrücklich als Auszug angegeben war, ein Auszug, den ich nicht einmal selbst gemacht, und der mit der medizinischen Puscherei zusammenhing. Ich dachte, es wäre bei Rezensionen sonst Sitte, die Sache erst recht anzusehen, welche man rezensieren will. Anders ist's freilich, wenn man bloß die Lust büßen will, jemand was anzuhängen.“

Diese Bemerkung zeigt, daß Gotthelf der Ansicht war, die Besprechung im „Kirchenblatt“ beziehe sich lediglich auf den Auszug aus Franz Baullinis „Heilsamer Dredapothek“, mit dem Gotthelf unter dem Titel „Medizinisches“ den Kalender 1845 eröffnete. Allerdings nennt der Rezensent nur diesen Artikel, aber er fügt ausdrücklich bei, daß er nicht der einzige sei, der Anstoß erzeuge. Die Mitteilungen aus der „Dredapothek“ und



über dieselbe waren Gotthelf wohl von Professor Fueter aus Bern gekommen, den er am 30. November 1842 im Anschluß an Erörterungen über „Anne Bäbi“ gebeten hatte, ihm für den Kalender 1844 „Wiße über Quacksalberei“ einzusenden<sup>55</sup>), und es ist wohl möglich, daß er einen Teil dieses Materials auf den Jahrgang 1845 versparte. Wenn nun Gotthelf die Besprechung im „Kirchenblatt“ mit dem Hinweis darauf ablehnte, daß er nicht der Verfasser des am meisten beanstandeten Artikels sei, so wird dadurch die Tatsache seines Vorhandenseins im Kalender freilich weder beseitigt noch entschuldigt. Denn auch wer Derbheiten gegenüber nicht prüd ist, wird zugeben, daß die Veröffentlichung dieses Beitrages besser unterblieben wäre; denn er erwähnt in der Tat Medikamente und Prozeduren, die kaum vor ein anständiges Publikum gehören. Und die Bemerkung des Rezensenten, daß die Rezepte aus der „Dredapothek“ einen merkwürdigen Gegensatz bilden zu den rot gedruckten frommen Sprüchen, die sich jeweilen auf den gegenüberstehenden Seiten unter der Rubrik „Himmelererscheinungen“ finden, war durchaus berechtigt. Freilich handelt es sich hier nicht um den Monat Januar, wie der Kritiker angibt, sondern um die Monate Februar bis August.

Wenn Gotthelf übrigens Hagenbach gegenüber sich nur kurz und grundsätzlich über diese Besprechung äußerte und sich auf keinerlei weitere Erörterungen einließ, so rührt das offenbar daher, daß er damals als Kalendermacher längst zurückgetreten war und den Jahrgang 1846 andern Händen überließ. Daß es dazu kommen mußte, möchte ich im folgenden darzutun versuchen.

Als nach dem im Februar 1844 erfolgten Tode Carl Schnells der „Berner Volksfreund“ verwaist war, gehörte auch Gotthelf zu den Männern, die das angesehene liberale Blatt noch zwei Jahre lang über Wasser zu halten suchten<sup>56</sup>). Hatte es seit dem endgültigen Rücktritt der Brüder Schnell von ihren Staatsämtern (1838) zur

Berner Regierung in grundsätzlicher Opposition gestanden, so wollte es sein nunmehriger Leiter, Landammann Eduard Blösch, bei Wahrung echter Liberalität über die Parteien stellen und lediglich das Extreme und Gewalttätige bekämpfen. Aber die Zeit war viel zu erregt und die politische Lage zu zerrissen, als daß eine solch neutrale Haltung sich hätte durchsetzen und Beachtung finden können. Und daß Gotthelf sich gerade in diesen Jahren als ständiger Mitarbeiter am „Volksfreund“ in die Politik mischte, schien verhängnisvoll für ihn werden zu wollen; die Zeitungen brachten im Sommer 1844 bereits die Meldung, daß die Berner Regierung, erbittert über Gotthelfs „scharfe und bündige“ Stellungnahme im „Volksfreund“, ihm „wegen Amtsvernachlässigung“ mit Absetzung gedroht habe<sup>57)</sup>. Daß dies in offizieller Weise geschah, bezweifle ich, es handelte sich wohl eher um ein nicht unbegründetes Gerücht, das herumgeboten wurde. Auch ist auffallend, daß Gotthelfs Briefwechsel mit Regierungsrat Fettscherin damals jäh abbrach. Der letzte, vom 16. November 1844 datierte Brief, den jener dem Freunde nach Bern sandte, enthält die herausfordernden Worte: „Ihr seid ein merkwürdiges Pack, ihr Regierungsräte; hätte Lust, dasselbe bildlich vorzuführen, das ginge noch weit über Distelis Better Hammer<sup>58)</sup>!“ Und die rücksichtslose Art, wie Gotthelf zu Beginn des Jahres 1845 als kantonaler Schulinspektor trotz seiner Verdienste kurzerhand entlassen wurde<sup>59)</sup>, konnte ihm zeigen, daß die Regierung gegebenenfalls nicht davor zurückschrecken würde, ihre Drohung zu verwirklichen.

Der Haß, den Gotthelf als politischer Journalist zu spüren bekam, verschärfte begreiflicherweise auch die Kritik über den „Neuen Berner-Kalender“. Wenn Gotthelf seinerzeit über den Jahrgang 1843 an Reithard geschrieben hatte<sup>60)</sup>: „Mein Kalender ging in den höhern Regionen sehr übel an und ward mir in Bern böse vermerkt“, oder wenn er diesen mit folgenden Worten auf

den Jahrgang 1844 aufmerksam machte<sup>61)</sup>: „Der enthält wieder starken Schnupf und namentlich Wiße über die sogenannten Neuhausischen Fragen, die hohen Orts ungnädig werden vermerkt werden“, so deuten diese Worte auf ein fehdelustiges Kreuzen der Klängen hin, das mit aller Offenheit geführt wurde. Jetzt aber war die Situation bedeutend ernster, feindseliger und brutaler geworden. Die Freischarenzüge und andere Vorkommnisse trieben überall zur Schonungslosigkeit und erbitterten hüben und drüben die Gemüter aufs äußerste. So läuft in einem „Eingesandt“ des „Schweizerischen Beobachters“ vom 8. Oktober 1844 „ein Altberner“ auf eine ebenso scharfe als böshafte und mit gemeinen Verdrehungen arbeitende Weise gegen Gotthelf als Verfasser des „Neuen Berner-Kalenders“ 1845 Sturm. Und da dieser Artikel nicht nur Gotthelfs schließliche Absage an das begeisterte Metier des Kalendermachers miterklären hilft, sondern allein schon als bezeichnendes Dokument jener mit Haß gesättigten Zeit Interesse hat, sei er hier vollständig wiedergegeben<sup>62)</sup>:

„Der Verlust, den unsere Hochschule in jüngster Zeit durch den Abgang mehrerer Lehrer erlitten hat, ist wohl schwer zu ersetzen; vielleicht wüßten wir aber doch den rechten (?) Mann für die eine oder andere dieser Stellen vorzuschlagen und wollen deshalb nicht unterlassen, unsern Vorschlag dem Publikum zur Beherzigung vorzulegen. Wer kennt nicht den hochverdienten Herrn Pfarrer Biziüs, sonst auch unter dem Namen Jeremias Gotthelf bekannt, und wer wollte wohl an seiner Tauglichkeit zum akademischen Lehramt zweifeln?

Man lese nur den von ihm verfaßten „Neuen Berner-Kalender für das Jahr 1845“ und die von ihm herrührenden Artikel im „Berner Volksfreund“, die leicht an der körnigen Sprache und den Kraftausdrücken Sauniggel, Gelbözler, Ohnehosen usw., mit welchen er seine politischen Gegner beehrt, zu erkennen sind, nach, und



jeder etwaige Zweifel wird schwinden. Der ‚Bernerkalender‘ zeigt namentlich unsern Seelenhirten im schönsten Lichte. Als echt christlicher Eiferer möchte er besonders das mittelalterliche Kriminalwesen wieder haben. Wahnsinn gilt ihm nicht als Entschuldigung bei Verbrechen: ‚Kopf ab! Das heilte den Wahnsinn gründlich und hemmt ebenso gründlich die Ansteckung‘ (Seite 31 = 130). Er zeigt sich höchst entrüstet darüber, daß unsere Strafgesetzgebung die Prügel abgeschafft hat und ihn überdies noch um den Genuß bringt, alljährlich ein paar Kindsmörderinnen unter dem Henkerbeile verbluten zu sehen — diese Bärtlichkeit ist ganz im Sinne der Worte des Verfassers Seite 41 (= 153): ‚Es ist die Sanftmut, welche den Sünder nicht todschlägt, ihn nicht verflucht‘ uff. — er folgert daraus, es scheine, der Große Rat habe zuweilen einen Rausch, und stellt an denselben die Frage, was ihm lieber sei, eine Hure oder ein Kind (Seite 30 = 128). Ferner berichtet er, der Große Rat sei im Dezember 1843 ‚vor den Bintenwirten zu dem Kreuze gekrochen‘, und macht demselben das schöne Kompliment: das Bernervolk wisse am Ende nicht, wo es mit seinem Respekte hinsolle, ihn etwa samt einer Windbüchse und einem Brennhafen wegen Mangel an Platz feilbieten oder auf die Schelme übertragen, welche auf dem Rathause so ungeniert tun, als wären sie da daheim (Seite 39 = 149). Ähnliche Lobreden auf die Behörden könnten noch mehrere angeführt werden, wir wollen es aber bei diesen kurzen Bemerkungen bewenden lassen. Dagegen nimmt sich der protestantische Herr Pfarrer der aufrührerischen Klöster im Aargau mit einer rührenden Bärtlichkeit an; der Aargauer Regierung wirft er lange Finger und Diebsgelüste vor (Seite 31 = 130) und ruft sogar des Himmels Fluch auf dieselbe herab, weil sie es wagte, jenen Meuterern das Handwerk zu legen, sich dabei auf eine gottselige Betrachtung in Hennes älterer ‚Schweizerchronik‘ beziehend, wo die Lostrennung

der Waadt und des Aargaus von Bern als die unmittelbare Folge der Aufhebung des Klosters Peterlingen von Seite des letztern Standes und des Fluchs der frommen Stifterin dieser Anstalt über diejenigen, die solche antasteten würden, dargestellt wird (Seite 69 = 229f.). Noch schlechter kommen die armen Walliser Liberalen weg: ‚Sauniggel und Buben‘ sind sie samt und sonderß, und mit dem Titel ‚Jagdhunde‘ sollen sie sich noch besonders geehrt fühlen (Seite 32 = 131). Daß sich die Tessiner Regierung ebenso wenig der Gnade des Herrn Pfarrers erfreuen kann, versteht sich von selbst, gehört sie doch auch zu den verdamnten Liberalen: es wurde dort im April ‚gestochen, gelogen und gewaltig despötelet‘, die Tessiner sind nicht ‚Freigewordene‘, sondern ‚Freigelassene‘ (Seite 32 = 132). Ja, sie sind sogar schuld an dem schlechten Wetter im Juli (Seite 34 = 136f.). Der Papst hat sich hingegen wieder des besondern Wohlwollens des kalendermachenden Herrn Pfarrers zu erfreuen; der russische Kaiser wird hart angelassen, daß er es gewagt hat, mit dem Papste zusammenzubeißen — sapperment, der wird Angst bekommen, wenn er hört, daß Herr Bizi gegen ihn auftritt! — und noch ärger eifert er gegen den Verfasser einer bei Jenni, Sohn, erschienenen politischen Satire, in Form eines päpstlichen Sendschreibens; der muß ohne Gnade gehängt oder Gott weiß mit welcher Strafe belegt werden. Freilich ist hier der Wohlehrwürdige gescheit genug, einzusehen, daß ein geschriebener oder gedruckter Aufsatz, ohne Unterschrift oder Siegel, nicht als Fälschung betrachtet werden kann, mag sein Inhalt noch so unwahr sein — was zwar mehrere Kapazitäten der Republik noch immer nicht begreifen wollen — allein was tut dies? Seine Wohlehrwürden zerbrechen sich den Kopf darüber nicht, sondern lügen geradezu Unterschrift und Siegel des Papstes hinzu <sup>es</sup>) (Seite 32 = 131 f.). Dies ist doch gewiß christliche Wahrheitsliebe!

Daß ferner das Sittliche und Aesthetische in dem Kalender würdig repräsentiert ist, das beweisen zum Beispiel die schönen Auszüge ‚Aus Elisabeths Stammbuch‘, aus welchen wir zur Probe bloß die Stelle hervorheben: ‚Wenn ich nur ds Geld wider hätt, ds Mensch könnt sh, won es wett!‘ (Seite 67 = 205), und die bildliche Darstellung zweier fohender Bauern (Seite 72 = 211 f.). Ebenso sehr macht sich derselbe um die Volksaufklärung verdient: auf Seite 30 und 31 (= 129 und 130) zum Beispiel wird den atheistischen Gelehrten tüchtig übers Maul gefahren, daß sie es wagen, zu erklären, ein Komet sei eine Naturerscheinung wie jede andere und keine Zornrute Gottes, wie man in den gottseligen Zeiten des Mittelalters glaubte; diesen beseligenden Uberglauben will Herr Biziüs im Volke erhalten wissen!

Schon aus dem Gesagten ersieht man genügend, wie wichtige Dienste Herr Biziüs an unserer neuen Hochschule, über deren Verfall er im ‚Volksfreunde‘ so oft bittere Klage führt, leisten könnte. Vorzüglich aber würde sich derselbe zuverlässig verdient machen um die Kirchengeschichte; denn er hat nach Seite 33 (= 135) die Entdeckung gemacht, daß die Reformation in der Schweiz bloß dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Zürcher zu wenig Anken hatten für die Fastenspeisen. (Wenn der Papst dies hört, so schickt er den Zürchern zu ihrer Bekehrung wohl eine ordentliche Ladung Anken und Herrn Biziüs eine recht große Ankenballe.) Und auch über die Geschichte des Himmels dürfte er manches Neue zu erzählen imstande sein, da er oder sein Leibschneider eine Tante Dorothee haben, wo sibe Jahr im Himmel gsi ist und wider het abemüsse mit ihre lange Füße‘ (Seite 59 = 192).

Ueber die Leistungen des Herrn Biziüs im ‚Berner Volksfreund‘ wäre noch manches zu bemerken; der beschränkte Raum gestattet uns jedoch für diesmal nicht, darüber einzutreten, wohl aber werden wir in dieser



Sinsicht gelegentlich noch einiges beifügen. Schon das Faktum, daß Herr Bizius Mitarbeiter am „Volksfreunde“ ist, gereicht ihm übrigens zur nicht geringen Empfehlung; denn wer die löbliche Tendenz, die schöne Sprache dieses Blattes kennt, wird nicht zweifeln, daß nur würdige Männer an dessen Redaktion teilnehmen.“

Bezugnehmend auf diesen Schmähartikel im „Beobachter“ beschwor am 9. Oktober 1844 Carl Bizius mit rührendem Eifer den Freund, als Schriftsteller die niedrige Arena des Tages endgültig zu verlassen und sich völlig auf die hohe Warte der Epik zurückzuziehen. Diese Brieffstelle lautet folgendermaßen: „Ich habe deinen Kalender zwar noch nicht gelesen, aber die zitierten Stellen sind ja meist unschuldige oder offenbar verdreht. Von andern Seiten habe ich dagegen gehört, es seien schmutzige Dinge darin. Ja, wenn es mir und deinen übrigen Freunden möglich wäre, dich einmal zu überzeugen, daß das Kalenderschreiben auf keine Weise sich mit deinem Amte und deiner Stellung verträgt, dich dahin zu bringen, daß du endlich die ganze Geschichte dem Jenni vor die Füße schmissst, statt dich in seinem „Beobachter“ zum Dank herumhodeln zu lassen, wir würden uns glücklich schätzen!! Ich bitte dich wohl zum zwanzigsten Mal, ums Himmelswillen, vergiß nicht, daß du der Pfarrer von Lützelsflüh bist, daß du auch als Jeremias der Pfarrer von Lützelsflüh bleibst, daß du als solcher tausendmal behutsamer sein mußt als ein anderer, daß alles Nichtpfarrerliche in deinen Schriften deinen Feinden Griff gibt, daß, wenn es gelingt, den Glauben an deine Geistlichkeit zu untergraben, der schönste Teil deiner schriftstellerischen Wirksamkeit dahin ist, daß du mehr Feinde hast, als die sich schon ausgesprochen, daß mancher Gegner noch im Verborgenen lauert. Bekämpfe namentlich die Tendenz in deinen Schriften, die Leute zu beleidigen, eine Tendenz, die so weit geht, daß du, um wieder zu versöhnen, zu dem sonderbaren Mittel greiffst, nun auch

die Gegner der Beleidigten anzugreifen und zu verletzen! Vergilt nicht mit gleichem, selbst wo du beleidigt wirst! Wenn du dich nicht über deine Gegner stellst, so arbeitest du dich in einen eigenen inneren Unfrieden hinein, der dich recht elend machen wird. Deine Aufgabe ist so hoch, so über allem Partei- und Personalgezänke erhaben; bleibe doch ihr treu und entwinde dich mit aller Kraft all diesen Erbärmlichkeiten, die ihre Arme nach dir ausstrecken!

Ich bin vielleicht zu weit gegangen, nicht in dem Sinn, daß ich etwas gesagt, das ich nicht ganz so oder noch in höherem Maße denke; aber auf die Art, mich auszusprechen, hätte ich vielleicht mehr Vorsicht verwenden sollen, damit ich nicht widerlich stoße, wo ich Anklang finden möchte, denn es ist mir nicht um ein *dixi et salvavi animam meam* zu tun, sondern, offen gesagt, um Erfolg. Da bitte ich dich denn, meine gute Absicht nicht aus dem Auge zu verlieren, vor allem aber, doch das Gesagte nicht allzu flüchtig zu übergehen, sondern vor deinen eigenen Richterstuhl zu ziehen und ernstlich zu prüfen. Ich erkenne dieses Forum an und berufe mich auf dasselbe.

Leute, die dich bloß als Schriftsteller lieben und benutzen, reden (ich habe Gründe, es zu glauben) anders zu dir; andere, denen du mehr bist als das (und zu diesen, hoffe ich, gehöre auch ich), haben einen durchaus verschiedenen Standpunkt, von dem sie ausgehen, erschrecken über manchem, was jene einfach gaudiert, schreien drein und fallen dir in den Arm, weil Geschehenes nicht ungeschehen zu machen ist. Ueberlege alles!"

Auch andere Freunde ließen es an Warnungen und Bitten nicht fehlen. So gab der milde Burkhalter am 11. Dezember 1844 Gotthelf zu bedenken<sup>64</sup>): „Ob Sie aber immer die geeignetsten Mittel wählen, um dem Volk Ihre gute Meinung einzutrichtern, das ist eine andere Frage! Daß Sie sich auf den Tummelplatz der Politik wagten, das fand ich nie Ihrer Stellung und

Ihrem geistigen Charakter angemessen. Ob ich mich geirrt, darüber wird die öffentliche Meinung entscheiden."

Es läßt sich leicht begreifen, daß solch verletzende und verheerende Kundgebungen wie der Artikel des „Schweizerischen Beobachters" selbst für die Kampfnatur eines Gotthelf nach und nach zu viel wurden und ihm das mit echter Begeisterung begonnene und mit den redlichsten Absichten durchgeführte Unternehmen verleiden mußten. Daneben ist nicht ausgeschlossen, daß dessen Fortführung auch Differenzen mit dem Verleger zu erschweren drohten. Wesentlich aber scheint mir Gotthelfs Entschluß, das Kalenderschreiben an den Nagel zu hängen, durch die mitgeteilte dringliche Mahnung des unermüdlichen Mentors Carl Vitzius, auf dessen Treue, reine Gesinnung und stete Hilfsbereitschaft er Felsen bauen konnte, mitveranlaßt worden zu sein, vielleicht hat sie sogar den Ausschlag gegeben. An sich und besonders aus der zeitlichen Entfernung heraus mag man eine derartige Warnung als allzu ängstlich und im Hinblick auf das Temperament und die geniale Tatkraft Gotthelfs als unangebracht bezeichnen; allein sobald man die damalige Aufgewühltheit und Gereiztheit der Gemüter ins Auge faßt, muß man ihre Berechtigung anerkennen. Es wurde für Gotthelf, wollte er nicht seine Stellung und seine Existenz gefährden, ein Gebot der Klugheit, sich der unmittelbaren Einmischung in die mit unerhörter Heftigkeit geführten Tagesfehden zu enthalten und die radikalen Machthaber nicht ohne Not herauszufordern. Und das war bei seiner impulsiven Natur nur dadurch möglich, daß er gänzlich auf die Tätigkeit eines Zeitungskorrespondenten und eines Kalenderschreibers verzichtete.

Doch wir brauchen dem Schicksal keineswegs gram zu sein, daß Gotthelf damals der Arbeit und der Sorgen für den „Neuen Berner-Kalender" enthoben wurde; denn die diesem gewidmete Zeit kam nunmehr wieder seiner eigentlichen Schriftstellerei, den weit ausladenden



Romanen zugute. Ihm selbst mag freilich der Verzicht nicht ganz leicht geworden sein; und das völlig druckfertige Manuskript der „Kuriositäten im Jahr 1844“, sowie eine Reihe von Entwürfen und fertigen Geschichten<sup>65)</sup>, die zu den Kalenderpapieren seines Nachlasses gehören, verraten, daß er nicht nur mit Sicherheit auf einen Jahrgang 1846 gerechnet, sondern auf noch weiter hinaus seine Pläne gefaßt hatte. Denn als Kalenderautor fühlte er sich ganz besonders in seinem Element; hier konnte er sich in dem beglückenden Gefühle wiegen, als wirke er unmittelbar auf das Volk ein und greife dem Rad der Zeit bestimmend in die Speichen. Die Ereignisse des Tages mitzuerleben und auch seinerseits eine Art Verantwortung dafür zu tragen, war ihm eigentliches Bedürfnis, und es ist kein Zufall, daß, als ihm das Kalender- und das Zeitungspodium nicht mehr zur Verfügung standen, die groß angelegten Erzählungen weit mehr von politischen Exkursen durchsäuert wurden als früher. Im letzten Grunde aber hätte Gotthelf den Verzicht auf den Kalender mit den nämlichen Worten begleiten können, mit denen er am 16. Januar 1845 der Regierung gegenüber seine „Entlassung“ als Schulkommissär quittierte: „Dieselbe gibt mir eine Zeit zurück, von deren treuer Anwendung ich Freude und Segen erwarte, und die mir ein Wirken gewähren wird, das hoffentlich manch Treiben dieser Zeit überdauern soll.“

Eine Durchsicht der sechs Jahrgänge des „Neuen Berner-Kalenders“ zeigt, daß das Programm, wie es Gotthelf am 16. Dezember 1838 Carl Vissius gegenüber entwickelt hatte (vgl. Seite 110), eine interessante und originelle Verwirklichung erfuhr: Der Kalender, dessen Beiträge fast ausschließlich von seinem Herausgeber stammen<sup>66)</sup>, ist in der Tat kein „gemeinnütziger Langeweilbehälter“, er hat „lebendigen Inhalt“, und es finden sich darin alle möglichen Gebiete des aktuellen Lebens

behandelt. Freilich ganz ohne Konzessionen an die Kalendertradition kam Gotthelf nicht aus. Wenn er in dem Briefe an Carl Vigiuz meinte: „Aus Rezepten, wie Wanzen zu vertreiben seien, macht man keinen vernünftigen Kalender“, so finden wir doch auch bei ihm, im ersten und zweiten Jahrgang, eine Anzahl von Rezepten: „Brand im Korn“, „Etwas wider die Blähung“, „Die Erdföhe“, „Einige Hausmittelchen“, „Vertilgung der Käfer“. Und mit dem Seite 134f. erwähnten Auszug aus der „Heilsamen Dredapotheke“ vom Jahr 1696, der im Kalender 1845 zu lesen ist, hat er einen höchst unappetitlichen Rekord auf diesem Gebiete geschaffen.

Nach dem Erscheinen des zweiten Jahrgangs versuchte Gotthelf in einem vom 27. Oktober 1840 datierten Briefe Amtsrichter Joseph Burkhalter<sup>67)</sup> darüber Auskunft zu geben, inwiefern das Geleistete mit dem von ihm Gewollten übereinstimme. „Daß man“, lesen wir hier, „meinen Kalender wohl ernsthaft findet, glaube ich; aber es ist meine Ansicht, daß er so sein müsse. Man glaubte früher, nur alles Narrhafte in den Kalender tun zu müssen. Man kam von diesem Irrtum zurück und begriff seine Wichtigkeit. Aber nun tat man das sogenannte Nützliche hinein, Schweizergeschichte<sup>68)</sup>, die Teepflanzung<sup>69)</sup> und die Naturgeschichte der Leoparden. Da irrte man sich wieder, wie ich glaube. Der Kalender muß ein Lebensbuch sein, ein Spiegel des Lebens, aber sowohl des innern als des äußern Lebens. In diese beiden Teile zerfällt der Kalender. Das ist meine Ansicht. Sie kann zwar irrig sein, und sie ist schwer durchzuführen. Indessen ist der Erfolg kein ungünstiger, und außer Distelis wird kaum einer so viel gelesen als dieser. Daß einige Geschichten wohl lange sind, gebe ich zu. Man wird sie das erste, das zweite Mal, wenn man den Kalender in die Finger nimmt, überschlagen; indessen am Ende liest man sie doch und dann vielleicht zum zweiten und dritten Male. Einiges ist nicht kurz zu geben,

und alles gerät nie; es gibt immer Besseres und Schlechteres, wo so viel zusammensteht, wie in einem Kalender sein muß, bis er voll ist."

In der Tat können wir in Gotthelfs Kalender zwei Richtlinien unterscheiden, eine weltliche, die sich mit dem „äußeren Leben“ befaßt, und eine innerliche, religiöse. Die letztere wird vor allem durch die sechs auf die einzelnen Jahrgänge verteilten Abhandlungen über den Glauben, die Hoffnung, die Liebe, die Furcht, die Demut und die Sanftmut festgehalten. Es sind dies die Betrachtungen, die Gotthelf seinem Freunde Carl Bizius als „Predigen, das heißt hohe Wahrheiten, aber entkleidet von allem Kirchlichen, gesagt in Lebenssprache, wie man sie auf der Kanzel nicht duldet“, bezeichnete. Diese löbliche Absicht zu verwirklichen, ist Gotthelf nicht selten trefflich gelungen; daneben aber weisen die genannten Aufsätze auch Partien auf, die in dem damaligen etwas schwerfälligen und langatmigen Kanzelton gehalten sind <sup>70</sup>).

Wenn wir schließlich nach dem Erfolg fragen, den Gotthelf mit seinem „Neuen Berner-Kalender“ erzielte, und uns überlegen, ob die Hoffnungen, welche die „Bernische gemeinnützige Gesellschaft“ und der Verfasser selbst auf das Unternehmen gesetzt hatten, sich erfüllten, so werden wir, im ganzen genommen, das Experiment nur zu einem kleinen Teil als geglückt bezeichnen. Wohl waren die Grundsätze, von denen Gotthelf ausging, die denkbar besten, und trefflicher kann kaum formuliert werden, wie ein richtig geleiteter, wirksamer Volkskalender beschaffen sein soll, als er es in seinem Briefe an Carl Bizius vom 30. September 1840 mit diesen Worten getan hat: „Im Kalender kommt es nicht sowohl auf den Stoff an, als daß die Volksseele darin wehe.“ Allein Gotthelf war eine viel zu ausgeprägte Persönlichkeit, als daß er den volkstümlich-naiven Ton



ohne weiteres zu treffen mußte. Gewiß war sein Kalender von einer staunenswerten Reichhaltigkeit des Inhalts, gewiß ließt sich keine Zeile seiner Darlegungen uninteressant oder gar langweilig; aber wenn wir von einigen Erzählungen, die zu den Kleinodien der Gotthelfschen Epik gehören, und von verschiedenen Anekdoten absehen, so war die Art, wie Gotthelf seine Lehren vortrug, mitunter recht eigenwillig, das Niveau für die untern Kreise nicht selten zu hoch, die Ausführungen für die Bauernsamen zu kompliziert. Die Leser, für die der Kalender bestimmt war, konnten da und dort ganze Erörterungen oder die zahlreich eingestreuten Anspielungen nicht verstehen. Auch die nicht seltenen Fremdwörter und ein paar lateinische Brocken, die der Kalender aufweist, mußten der ländlichen Bevölkerung die Lektüre erschweren.

Es fehlte Gotthelf gewissermaßen die nötige Voraussetzungslosigkeit. Er redete oft wie zu seinesgleichen oder schrieb sich selbst etwas vom Herzen. Für das letztere sei hier ein charakteristisches Beispiel angeführt. Ich habe Seite 130f. auf die Bemerkung des „Intelligenzblattes für die Stadt Bern“ (1841) aufmerksam gemacht, im „Neuen Berner-Kalender“ spuke der Teufel in jeder Zeile so, daß leider der Aberglaube eher gepflanzt als bekämpft werde. Dieser Tadel muß Gotthelf nicht wenig geärgert haben, und er bleibt in drei Anekdoten des Jahrgangs 1842<sup>71)</sup> die Antwort nicht schuldig. In der ersten, die den Titel „Die Lästerung“ trägt, lesen wir zum Schluß: „Aber warte nur, du Frebler! Du wirst es erfahren mit Heulen und Zähneklappern, wenn unseres Hergotts Langmut zu Ende ist und du auf Donnerwettern reiten mußt dem zu, vor dem auch das „Intelligenzblättchen der Stadt Bern“ eine Angst hat, daß es alle Farben kriegt, wenn es nur dessen Name hört. Wird auch schwarz sein übers Nierenstück.“ Und als Gotthelf in einer der folgenden Anekdoten („Ein Stoßseufzer“) wiederum den

Teufel erwähnte, konnte er sich nicht enthalten, in Klammern die Worte beizufügen: „wird wohl dem ‚Intelligenzblättchen‘, nicht durchs Mark, wäre eine Kunst, aber durch die Beine fahren“. Die nächste Anekdote („Ein dito“, nämlich Stoßseufzer) erzählt von einem Holzfrevler, der seine Hütte verließ, um vor Gericht einen Meineid zu schwören, und dem sein Weib die Worte nachrief: „So fluch<sup>72)</sup> doch de! Su nimmst dich doch einist drTüfel, es wär scho lang nüt schad um dih gsi!“ Dieser Ausspruch gab Gotthelf die Gelegenheit zu seinem dritten Hieb gegen das „Intelligenzblatt“: „Gräßlich muß es in einer Ehe und im Herzen aussehen, wo solche Worte mitgegeben werden auf einen so verhängnisvollen Weg. Und was für solche Menschen der Teufel ist, begreifen noch viele Menschen nicht, verschweige denn das ‚Intelligenzblättchen‘, dessen Referent zwar, wie das Gerücht sagt, auch sozusagen ein Mensch sein soll. Kann möglich sein; denn das sind gewöhnlich Menschen, die nicht gerne vom Teufel etwas hören, aber welche!“

Ueberhaupt mag sich mancher Leser an der aggressiven Haltung gestoßen haben, mit welcher der Seelsorger von Lüzelflüß bisweilen seine Ansicht vorbrachte und verfocht, und er erhielt keineswegs das Gefühl, daß es sich um „gutmütige Wahrhaftigkeit“ handle, wie auf dem Titelblatt des Kalenders zu lesen stand. Das war vor allem in den „Kuriositäten“ betitelten Uebersichten über die Ereignisse eines Jahres der Fall, die von 1841 an regelmäßig erschienen, und denen ihr Verfasser eine große und stets sich steigende Wichtigkeit beimaß. Seine politische Kampffreudigkeit und sein angeborenes Herrschertalent luden in diesen Bilanzen jeweilen die ganze Welt vor ihren Richterstuhl, und Gotthelf theilte in alle Länder und Erdteile seine grimmigen Hiebe aus. Ja, einheimische und auswärtige Regierungen wurden hier mitunter in einer Weise hergenommen, die heute in einem Volkskalender nicht mehr möglich wäre<sup>73)</sup>. Ange-

sichts solch polternder Ausfälle ist es nicht immer leicht, im Hintergrund des Kalenders den Ethiker zu erkennen, der im Namen seines Gottes predigt und warnt, der sich mitverantwortlich fühlt für die Sünden seiner Mitmenschen und diesen mit nie ermüdendem Eifer den Pfad des Guten weist. Und doch erklärt sich gerade die Festigkeit von Gotthelfs Offensive zu einem guten Teil aus dem Gefühl seiner Verantwortung und der Gewißheit seiner Berufung.

Es ist nicht verwunderlich, daß der alte bernische „Sinkende Bote“ keineswegs, wie man vielfach erwartet hatte, von seinem Rivalen verdrängt wurde, sondern schließlich den Sieg über ihn davontrug. Denn der ihn betreuende Pfarrer Gottlieb Jakob Ruhn verstand die Kunst, das Volk zu fesseln und unvermerkt zu belehren, in jener selbstverständlichen und gemütlichen Weise, wie sie im „Wandsbeker Boten“ und im „Rheinländischen Hausfreund“ Unvergängliches geschaffen hat. Während der „Neue Berner-Kalender“ nach Gotthelfs Rücktritt von der Redaktion noch eine Zeitlang ein kümmerliches Dasein fristete, bis seine Weisheit schließlich mit dem Jahrgang 1852 im Sande verlief, vermochte sich der „Sinkende Bote“ bis auf den heutigen Tag zu halten.

Wenn wir dem Kalenderschriftsteller Jeremias Gotthelf in der Literaturgeschichte einen Platz anweisen wollen, werden wir als seine Vorläufer nach dem Gesagten nicht Namen wie Claudius und Hebel aufrufen, wir stellen seine Bernerkalender vielmehr in die vorderste Reihe der belehrend-unterhaltenden und mit künstlerischen Ambitionen auftretenden Volkskalender, die während der dreißiger und vierziger Jahre in germanischen Landen das Erwachen einer neuen Zeit begleiteten. Ich erwähne zum Beispiel den „Deutschen Volkskalender“ von Friedrich Wilhelm Gubitz (seit 1835), den „Volkskalender“ von Karl Steffens (seit 1841), den „Sächsischen Volkskalender“ von Gustav Mieritz (seit



1842) und vor allem den „Gebattersmann“ von Berthold Auerbach (1845—1848). Aber Gotthelf übertraf all diese ihm an literarischer Aufmachung überlegenen Kollegen jenseits des Rheins an Echtheit, Kraft, Fülle und Aktualität. Seine sechs Jahrgänge des „Neuen Berner-Kalenders“ bilden ebenso wie der von Martin Disteli in Solothurn herausgegebene „Schweizerische Bildertalender“ eine auf sich selbst gestellte, souveräne Provinz, eine geniale Tat, die auch da Bewunderung erweckt, wo sie ihren unmittelbaren Zweck nicht erfüllte.

---

### Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Der Brief ist nicht datiert; aber es läßt sich einwandfrei feststellen, daß ihn Gotthelf zwischen dem 4. und 8. Dezember 1838 geschrieben hat.

<sup>2)</sup> Ueber Carl Vitzius vgl. meine Biographie Gotthelfs (Frauenfeld 1927), Seite 73—75, ferner das „Berner Taschenbuch auf das Jahr 1926“, Seite 204f., Anmerkung 21.

<sup>3)</sup> Vgl. Karl Jakob Durheim, „Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Bern“ (Bern 1859), Seite 308 f.

<sup>4)</sup> Gedruckte „Verhandlungen“ der „Bernischen gemeinnützigen Gesellschaft“ liegen vor aus den Jahren 1835, 1839 (zwei Hefte), 1840—1844; und vom Jahr 1847 besitzen wir eine Rede von Professor Friedrich Stettler, dem gewesenen Präsidenten der Gesellschaft, „an sämtliche Mitglieder“, sowie ein Verzeichnis der letzteren.

<sup>5)</sup> Heinrich Bschoffe hat 1836 in Sissach eine Rede veröffentlicht, die den Titel trägt: „Volksbildung ist Volksbefreiung“.

<sup>6)</sup> Vgl. „Schweizerischer Beobachter“ 1833, Nr. 15 (9. Februar), Nr. 16 (12. Februar), Nr. 49 (23. April); J. Schieferdecker, „Der Verein für christliche Volksbildung“, im „Berner Taschenbuch auf das Jahr 1886“, Seite 150—173; Gotthelf, „Sämtliche Werke“, herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Blösch, Band XV, Seite 479.

<sup>7)</sup> „Verhandlungen“ 1835, Seite 6 und 44.

<sup>8)</sup> Aus dem „Vorwort“ zum „Neuen Berner-Kalender“ 1838, Seite 25.

<sup>9)</sup> Carl Samuel Stämpfli (1806—1846), der Drucker des offiziellen „Amtsblattes“. Vgl. über ihn Hans Blösch, „Die Buchdruckerei Stämpfli in Bern 1799—1924, Denkschrift zum 125jährigen Bestehen des Hauses“ (Bern 1924), Seite 50—68.

<sup>10)</sup> Der vollständige Titel des Kalenders lautet: „Historischer Kalender oder der Hinkende Bot“. Das Bild des Umschlages zeigt im Vordergrund die drei schwörenden Eidgenossen und links von ihnen den hinkenden Boten mit seinem Stelzbein, im Hintergrund ist das Berner Münster und seine Umgebung sichtbar.

In Heinrich Stidelbergers trefflicher Biographie Ruhs, die als „Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1910“ erschienen ist, lesen wir Seite 25, daß Ruh den „Berner Hinkenden Boten“ von 1804 bis 1810 herausgab. Die von Hans Blösch entdeckten und mir freundlich zur Verfügung gestellten Briefe Ruhs an Stämpfli liefern insofern eine wertvolle Ergänzung zur Lebensbeschreibung des Volksdichters, als wir aus ihnen erfahren, daß er den Kalender auch um 1815 herum und von 1833 bis 1844 betreute. Dessen Haltung und Stil lassen übrigens vermuten, daß er in der Zwischenzeit ebenfalls sein Spiritus rector war.

<sup>11)</sup> Albert Rhy (geboren 1796) war damals Klassenlehrer und Konrektor am Berner Proghmnasium. Er wurde 1841 Pfarrer in Ugenstorf und starb daselbst 1860.

<sup>12)</sup> Johann Schneider von Langnau (1792—1858), Schüler Pestalozzis, Regierungsrat seit 1831.

<sup>13)</sup> Vgl. zum Beispiel „Schweizerischer Beobachter“ 1836, Nr. 143; „Allgemeine Schweizer-Zeitung“, ebenfalls Nr. 143.

<sup>14)</sup> Gottlieb Walthard (1799—1855), Klafthelfer 1828—1847, seit 1848 Berichterstatter im Armenwesen.

<sup>15)</sup> Carl Ludwig Räder (1798—1864), der Verleger der „Allgemeinen Schweizer-Zeitung“.

<sup>16)</sup> Vgl. für das Folgende die „Verhandlungen der Bernischen gemeinnützigen Gesellschaft“ 1839 (Fraubrunnen), Seite 10 f.; 1840 (Marberg), Seite 24 f.

<sup>17)</sup> Vgl. „Verhandlungen“ 1839 (Bern), Seite 12.

<sup>18)</sup> Vgl. die Mitgliederverzeichnisse von 1835 („Verhandlungen“ in Thun) und vom 1. Mai 1841 („Verhandlungen“ in Bern).

<sup>19)</sup> Anspielung auf die Abteilung „Naturwissenschaftliches“ im „Neuen Berner-Kalender für das Jahr 1839“. Dort findet sich Seite 61—64 eine Beschreibung „Der Steinbock“.

<sup>20)</sup> Gotthelf war es in der Tat unmöglich, das Intognito zu wahren. Anfänglich wußte man wohl außerhalb des Kantons Bern nur ausnahmsweise, wer der Verfasser des „Neuen Berner-Kalenders“ sei; später aber wurde dieser in Ankündigungen und Besprechungen direkt als Opus Gotthelfs bezeichnet (vgl. Seite 123).

usw.). Auch er selbst gab sich mitunter im Kalender zu erkennen; vgl. „Sämtliche Werke“, Band XXIV, Seite 362.

<sup>21)</sup> Vgl. dazu Seite 149.

<sup>22)</sup> Frau Elise Huber in Zürich, 1827—1911. Vgl. meine Reithard-Biographie, dritter Teil („Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich auf 1914“), Seite 9—10.

<sup>23)</sup> Vgl. Rudolf Hunziker, „Jeremias Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen“ (Zürich 1904), Seite 147.

<sup>24)</sup> Vgl. „Gotthelf und Reithard“, Seite 92.

<sup>25)</sup> Was für Streichungen Räter in dieser „Vermessenheit“ betitelten Betrachtung (Kalender 1841, Seite 3—25 = Gotthelf, „Sämtliche Werke“, Band XXIII, Seite 110—119) vorgenommen hat, entzieht sich unserer Kenntnis, da die Druckmanuskripte des Kalenders nicht auf uns gekommen sind.

<sup>26)</sup> Albert Bondeli (Bundeli), geboren 1793, gestorben am 22. November 1844 als Stadtpolizeidirektor von Bern; er redigierte die konservative „Allgemeine Schweizer-Zeitung“.

<sup>27)</sup> Vgl. „Neues Berner-Taschenbuch auf das Jahr 1906“ („Gotthelfiana“ von Gustav Tobler), Seite 14. — Dr. med. Johann Rudolf Schneider von Nidau (1804—1880), Regierungsrat 1838—1850.

<sup>28)</sup> Die sämtlichen erhalten gebliebenen Briefe, die Gotthelf und Carl Bizio miteinander gewechselt haben, befinden sich im Gotthelfarchiv der Stadtbibliothek Bern.

<sup>29)</sup> Ueber Rudolf Lohbauer (1802—1873) vgl. J. Sterchi in der „Sammlung Bernischer Biographien“, vierter Band (Bern 1902), Seite 149—160; ferner Fr. Haag, „Die Sturm- und Drangperiode der Bernischen Hochschule 1834—1854“ (Bern 1914), Seite 604 f.

<sup>30)</sup> Carl Christian Albrecht Jenni, Vater (1786—1861), der Drucker und Verleger des „Schweizerischen Beobachters“. Vgl. über ihn Hans Blösch, „Die Buchdruckerei Stämpfli in Bern 1799 bis 1924“, Seite 62 und 107.

<sup>31)</sup> sind bei mir nicht im Krättli: stehen bei mir nicht in Gunst, ich bin ihnen nicht gewogen.

<sup>32)</sup> Vgl. Hans Blösch, ebenda Seite 107: „Jenni trat seinem älteren Sohn den Handel mit neuen Büchern ab, behielt als Antiquar diejenigen mit alten, hielt große Büchersteigerungen und eröffnete einen Antiquariatsladen an der Mezgergasse.“

<sup>33)</sup> Vgl. „Gotthelf und Reithard“, Seite 104f.

<sup>34)</sup> Ueber Carl Langlois (1789—1870) vgl. ebenda Seite 97.

<sup>35)</sup> „Der pädagogische Beobachter für Eltern, Lehrer und Schulvorsteher“, siebenter Jahrgang (1841), Nr. 47 und 48. Vgl. zu dieser Angelegenheit meinen im „Jahrbuch der Literarischen



Bereinigung Winterthur 1933" erschienenen Aufsatz „Jeremias Gotthelf und Winterthur“, Seite 22—29.

<sup>36)</sup> Vgl. Anmerkung 18.

<sup>37)</sup> Ueber Heinrich von Arg (1802—1858) vgl. den Artikel von Wilhelm Gisi im „Schweizerischen Künstler-Lexikon“, erster Band (Frauenfeld 1905), Seite 53 f. Verleitet durch die falsche Angabe in J. L. Brandstetters „Bibliographie der Gesellschaftsschriften, Zeitungen und Kalender in der Schweiz“ (Bern 1896), Seite 251, Gotthelf habe den „Neuen Berner-Kalender“ von 1838 bis 1842 herausgegeben, und dieser sei von 1842 an eine ganz neue Unternehmung geworden, sagt Gisi, daß von Arg die Jahrgänge 1838 bis 1842 illustrierte. Es kann sich aber, wie aus der obigen Darlegung ersichtlich ist, lediglich um die Jahrgänge 1842—1845 handeln.

<sup>38)</sup> Christan Behel (1807—1858), Buchhändler in Frauenfeld. Der Brief ist nach Zürich adressiert, wo Behel eine Filiale besaß.

<sup>39)</sup> Die erste Nummer der Wochenschrift „Der Gudfanten“ trägt das Datum des 1. September 1840 und den Vermerk „Herausgegeben von H. von Arg, Guher und andern in Bern“. Von der vierten Nummer (24. September 1840) bis zu Nr. 52 des zweiten Jahrgangs (25. August 1842) lautet dieser Vermerk „Herausgegeben von H. von Arg und andern in Bern“. Diese zwei Jahrgänge erschienen lediglich in lithographierten Exemplaren. Erst vom dritten Jahrgang an (Januar 1843) präsentiert sich „Der Gudfanten“ als eine gedruckte Zeitung. Nun wurde er aber nicht mehr von Heinrich von Arg redigiert, sondern vom Verleger Friedrich Jenni (1809—1849), einem Sohn C. A. Jennis, galt aber mehr und mehr als das Skandalblatt der Radikalen. Ende 1849 ging die Zeitschrift ein, und mit 1850 trat an ihre Stelle „Der neue Gudfanten“ von Samuel Haberstick, der später unter dem Pseudonym Arthur Bitter schriftstellerte.

<sup>40)</sup> Dieser jetzt in meinem Besitze befindliche Brief stammt aus der Sammlung Theodor Engelmann, die vom 26. bis 28. April 1932 durch die Buchhandlung Henning Oppermann in Basel versteigert wurde. Er ist übrigens das einzige von Gotthelfs zahlreichen Schreiben an seine Kalenderverleger, das wir kennen.

<sup>41)</sup> Vgl. „Gotthelf und Reithard“, Seite 108.

<sup>42)</sup> Vgl. „Schweizerischer Beobachter“ 1843, Nr. 101 (24. August) und Nr. 121 (10. Oktober); ferner 1844, Nr. 107 (5. September) und Nr. 110 (12. September).

<sup>43)</sup> 1 Livre (alter Schweizerfranken) = Fr. 1.43 in unserem Geld.

<sup>44)</sup> Vgl. zum Beispiel „Amtsrichter Burthaler und seine Briefe an Jeremias Gotthelf“, herausgegeben von G. Jost (Bern 1899), Seite 10 f.; „Briefwechsel zwischen Jeremias Gotthelf

und Abraham Emanuel Fröhlich", herausgegeben von Rudolf Hunziker (Winterthur 1906), Seite 5 und 7.

<sup>45)</sup> Die Briefe Fueters an Gotthelf befinden sich im Gotthelfarchiv der Stadtbibliothek Bern. Die Bemerkung im „Berner Taschenbuch auf das Jahr 1886“ (Seite 40), daß sie nicht mehr vorhanden seien, beruht auf einem Irrtum.

<sup>46)</sup> „Schweizerischer Beobachter“ 1840, Nr. 79 (2. Juli), 91 (30. Juli), 94 (6. August), 99 (18. August); siehe dazu Gotthelf, „Sämtliche Werke“, Band XXIII, Seite 362. Auch früher schon waren solche Mitteilungen erschienen, vgl. zum Beispiel 1838, Nr. 53 (3. Mai) und 64 (29. Mai).

<sup>47)</sup> Ebenda 1840, Nr. 110 und 111 (12. und 15. September).

<sup>48)</sup> Vgl. „Gotthelf und Reithard“, Seite 68. Die zitierte Stelle findet sich in der „Schweizer-Zeitung“ (St. Gallen) 1843, Nr. 41 (17. Februar).

<sup>49)</sup> Zitat aus dem „Vorwort“ des „Neuen Berner-Kalenders für das Jahr 1838“; vgl. S. 106.

<sup>50)</sup> Gemeint sind die beiden Skizzen „Eine Berner Szene“ und „Eine andere dito“ im Kalender 1841, Seite 47—52 = Gotthelf, „Sämtliche Werke“, Band XXIII, S. 160—171.

<sup>51)</sup> Vgl. „Gotthelf und Reithard“, Seite 50—52; Gotthelf, „Sämtliche Werke“, Band XXIV, Seite 405.

<sup>52)</sup> In den anonym erschienenen „Briefen eines Deutschen aus dem Exil“ (Winterthur 1843), Seite 84 f. Vgl. meine Arbeit „Jeremias Gotthelf und Winterthur“ im „Jahrbuch der Literarischen Vereinigung 1933 Winterthur“, Seite 25 f.

<sup>53)</sup> Vgl. „Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf Hagenbach, ihr Briefwechsel aus den Jahren 1841—1853“, herausgegeben von Ferdinand Wetter (Basel 1910), Seite 47 f.

<sup>54)</sup> Vgl. „Gotthelf und Hagenbach“, Seite 50. Wetter war sich offenbar nicht klar darüber, daß diese Stelle sich auf die Besprechung im „Kirchenblatt“ bezieht, sonst hätte er wohl kaum vermutet, daß ein Brief Hagenbachs („über die Besprechung im „Kirchenblatt““) fehle.

<sup>55)</sup> Vgl. „Berner Taschenbuch auf das Jahr 1886“, Seite 67.

<sup>56)</sup> Vgl. für das Folgende Emil Blösch, „Eduard Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte“ (Bern 1872), Seite 133—136.

<sup>57)</sup> Vgl. „Schweizerischer Beobachter“ 1844, Nr. 96 (10. August); „Allgemeine (Augsburger) Zeitung“ 1844, Nr. 244 (31. August); Gotthelf, „Sämtliche Werke“, Ergänzungsband II, Seite 268.

<sup>58)</sup> Der „Wetter Hammer“ war als ein auf dem Lande wohnhafter, übertreibender und schrullenhafter Beurteiler der Zeitereignisse eine stehende Figur des Distelkalenders. Der solothurnische Regierungsrat Peter Felber, der literarische Redaktor des Kalenders, hat sie aber keineswegs erfunden, es handelt sich

vielmehr um dessen Vetter, den Hauptmann Urs Joseph Hammer in Egerkingen (1779—1843). Ueber die interessante und erfolgreiche militärische Laufbahn dieses originellen vollstümlichen Demokraten gibt der im „Solothurner-Blatt“ vom 1. April 1843 (Nr. 26) erschienene Nekrolog Aufschluß.

<sup>59)</sup> Vgl. Gustav Tobler, „Gotthelf und die Schule“ („Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern“ 1907), Seite 13 f. und 56; ferner meine Biographie Gotthelfs (1927), Seite 66f.

<sup>60)</sup> „Gotthelf und Reithard“, Seite 108 (Brief vom 10. April 1842).

<sup>61)</sup> Ebenda Seite 116 (Brief vom 11. Juni 1843).

<sup>62)</sup> Den in diesem Artikel mitgeteilten Seitenzahlen des „Neuen Berner-Kalenders für 1845“ habe ich jeweilen die entsprechenden des Bandes XXIV von Gotthelfs „Sämtlichen Werken“ beigelegt.

<sup>63)</sup> Dieses Versehen konnten die Radikalen Gotthelf nicht verzeihen; am 29. Dezember 1849 erwähnt es als absichtliche Lüge auch der „Guckkasten“, im zweiten Teil des Nekrologes auf seinen Verleger und Redaktor Friedrich Jenni.

<sup>64)</sup> Vgl. „Amtsrichter Burkhaller und seine Briefe an Gotthelf“, Seite 22 f.

<sup>65)</sup> Unter diesen seien die unter dem Gesamttitel „Das Rachelgeschirr“ vereinigten ersten Fassungen der beiden Erzählungen „Wurst wider Wurst“ und „Wie Foggeli eine Frau sucht“ erwähnt.

<sup>66)</sup> Vgl. darüber Gotthelfs „Sämtliche Werke“, Band XXIV, Seite 362.

<sup>67)</sup> Vgl. „Briefe von Jeremias Gotthelf an Amtsrichter Burkhaller“, herausgegeben von G. Joß (Bern 1897), Seite 97 f.

<sup>68)</sup> Der „Distelkalender“ enthielt meist größere Aufsätze aus der Schweizergeschichte, so finden sich im ersten und zweiten Jahrgang (1839 und 1840) die „Bilder aus dem Bauernkrieg von 1653“, im dritten eine Schilderung „Der Schwabentkrieg“. Der „Sinkende Bote“ berichtet in Kürze 1839 über die Schlacht bei Laupen, 1840 über das Treffen bei Neueneck.

<sup>69)</sup> Vgl. den Aufsatz „Lee und Zuder“ im „Sinkenden Boten“ 1840.

<sup>70)</sup> Vgl. „Sämtliche Werke“, Band XXIV, Seite 387f.

<sup>71)</sup> Vgl. „Neuer Berner-Kalender“ 1842, Seite 74—76 = Gotthelf, „Sämtliche Werke“, Band XXIII, Seite 324—326.

<sup>72)</sup> „fluchen“ hat in der Mundart auch die Bedeutung von „schwören“.

<sup>73)</sup> Beispiele finden sich Seite 138f. Vgl. ferner „Sämtliche Werke“, Band XXIV, Seite 130, wo Gotthelf vom Kanton Basel-land sagt, man komme dort „viel ringer in den Landrat“ als ins Buchthaus.

---